

Rundfunk und Geschichte

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte
Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

30. Jahrgang Nr. 3 / 4 – Juli / Oktober 2004

**Das Hörspiel der 50er Jahre im Spiegel
von Hörerbefragungen**

**Die Selbstversorgung mit AV-Medien in
Forschung und Unterricht**

Lenin und die Medien in der Sowjetunion

**Interview mit dem Rundfunkjournalisten
Gerd Ruge**

Rezensionen

Bibliographie

Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

Zitierweise: RuG – ISSN 0175-4351

Redaktion: Ansgar Diller Edgar Lersch

Redaktionsanschrift

Dr. Ansgar Diller, Deutsches Rundfunkarchiv Wiesbaden – Potsdam-Babelsberg, Unter den Eichen 5, Haus C, 65195 Wiesbaden, Tel. 0611-2383212, Fax 0611-2383216, Email: adiller@hr-online.de
Prof. Dr. Edgar Lersch, Südwestrundfunk, Historisches Archiv, Neckarstraße 230, 70190 Stuttgart, Tel. 0711-9293233, Fax 0711-9293345, Email: edgar.lersch@swr-online.de
Redaktionsassistenz: Dr. Stefan Niessen, Baden-Baden; Steffi Schültzke, Halle/Saale
Herstellung: Michael Friebel, Wiesbaden

Redaktionsschluss: 11. April 2005

Die Inhaltsverzeichnisse von Rundfunk und Geschichte werden ab Jg. 19 (1993), H. 1, im INTERNET (<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/zeitschr/RuGe/rugindex.htm>) angeboten.

Texte von Rundfunk und Geschichte werden ab Jg. 25 (1999), H. 4 im INTERNET (<http://www.medienrezeption.de>) angeboten.

Inhalt

30. Jahrgang Nr. 3 / 4 – Juli / Oktober 2004

Aufsätze

- Ulrike Schlieper
Das Hörspiel der 50er Jahre im Spiegel von Hörerbefragungen
Das Beispiel des NWDR 93
- Heiner Schmitt
Die Selbstversorgung mit AV-Medien in Forschung und Unterricht
Ein Plädoyer für Transparenz und wider das Tabu 101
- Wolfgang Mühl-Benninghaus
Masse – Massenkommunikation – Propaganda
Lenin und die Medien in der Sowjetunion 105

Dokumentation

- »Ich habe immer versucht, die historische Erklärdimension
in der journalistischen Arbeit nicht zu vernachlässigen«
Interview mit Gerd Ruge
(Peter von Räden) 116

Miszellen

- Helmut Kreuzer (1927 - 2004)
(Reinhold Viehoff) 127
- John Peel (1939 - 2004)
(Oliver Zöllner) 128
- Hallesche Medien-Colloquien.
Die ersten Runden
(Claudia Kusebauch) 129
- Politik, Alltag und Kultur in der DDR.
13. DDR-Forschertagung in Otzenhausen
(Claudia Kusebauch) 130
- Theoriepluralität trotz Theoriearmut? Die Kommunikationswissenschaft
entdeckt (wieder) die Klassiker – Eine erste Tagung in Erfurt
(Oliver Zöllner) 131
- Interkulturelle und methodische Herausforderungen.
Jahrestagung 2004 des Medienforscherverbandes »CIBAR« in London
(Oliver Zöllner) 133
- BIRTH. Europäische Fernsehgeschichte online
(Alexander Hecht) 135

Rezensionen

- Edgar Lersch / Helmut Schanze (Hrsg.): Die Idee des Radios.
Von den Anfängen in Europa und den USA bis 1933
(Konrad Dussel) 137
- Hans-Jürgen Koch / Hermann Glaser
Ganz Ohr. Eine Kulturgeschichte des Radios in Deutschland
(Konrad Dussel) 138
- Ulrich Heitger: Vom Zeitzeichen zum politischen Führungsmittel.
Entwicklungstendenzen und Strukturen der Nachrichtenprogramme
des Rundfunks in der Weimarer Republik 1923 - 1932
(Konrad Dussel) 138

Hans-Jörg Koch: Das Wunschkonzert im NS-Rundfunk (Thomas Münch)	139
Schanett Riller: Funken für die Freiheit. Die U.S.-amerikanische Informationspolitik gegenüber der DDR von 1953 bis 1963 (Ansgar Diller)	140
Monika Boll: Nachtprogramm. Intellektuelle Gründungsdebatten in der frühen Bundesrepublik (Wolfram Wessels)	140
Katharina Riege: Einem Traum verpflichtet. Hans Mahle – eine Biographie. (Ingrid Pietrzynski)	141
Woo-Seung Lee: Das Fernsehen im geteilten Deutschland (1952 - 1989). Ideologische Konkurrenz und programmliche Kooperation (Thomas Beutelschmidt)	142
Walter von Rossum: Meine Sonntage mit »Sabine Christiansen« Wie das Palaver uns regiert (Oliver Zöllner)	145
Rudolf Stöber: Mediengeschichte. Die Evolution »neuer« Medien von Gutenberg bis Gates. Eine Einführung. 2 Bde. (Konrad Dussel)	146
Florian Kain: Das Privatfernsehen, der Axel Springer Verlag und die deutsche Presse. Die medienpolitische Debatte in den sechziger Jahren (Lu Seegers)	147
Otto Altendorfer: Das Mediensystem der Bundesrepublik Deutschland. Band 2 (Ansgar Diller)	148
Knut Hickethier: Einführung in die Medienwissenschaft Winfried Lenders (Hrsg.): Medienwissenschaft. Eine Herausforderung für die Geisteswissenschaft (Kathrin Fahlenbrach/Reinhold Viehoff)	148
Bernhard Chiari u.a. (Hrsg.): Krieg und Militär im Film des 20. Jahrhunderts (Wolfgang Mühl-Benninghaus)	152
Bernd Kleinhaus: Ein Volk, ein Reich ein Kino. Lichtspiel in der braunen Provinz (Wolfgang Mühl-Benninghaus)	152
Bibliographie	
Zeitschriftenlese 90 (1.1. - 30.06.2004) (Rudolf Lang)	155
Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv	
Neue Veröffentlichungen in der DRA-Schriftenreihe Hörspiel 1952 - 1953. Eine Dokumentation	159
Jost-Arend Bösenberg: Die Aktuelle Kamera (1952 - 1990). Leitungsmechanismen im Fernsehen der DDR	159
WebShop des DRA ist eröffnet	159

Autoren der längeren Beiträge

Dr. Ulrike Schlieper, Deutsches Rundfunkarchiv, Unter den Eichen 5, Haus C, 65195 Wiesbaden

Dr. Heiner Schmitt, Talstraße 83, 55218 Ingelheim/Rhein

Prof. Dr. Mühl-Benninghaus, Humboldt-Universität zu Berlin, Seminar für Medienwissenschaft,
Sophienstraße 22a, 10178 Berlin

Prof. Dr. Peter von Räden, Universität Hamburg, Institut für Germanistik II, Von-Melle-Park 6,
20146 Hamburg

Ulrike Schlieper

Das Hörspiel der 50er Jahre im Spiegel von Hörerbefragungen

Das Beispiel des NWDR

»Es war ein Hörspiel der Zeit angepaßt und sollte für jeden eine Lehre sein.«¹

1947 gründete der Nordwestdeutsche Rundfunk (NWDR) Hamburg eine Abteilung, die bald zum Zentrum der Hörerforschung und der beginnenden Zuschauerforschung in Deutschland avancierte und die größte rundfunkinterne Einrichtung dieser Art in Deutschland war.² Die Abteilung gab neben der sporadischen Befragung von ausgewählten, an bestimmten Themen interessierten Hörergruppen 1948 erstmals Arbeiten im Bereich der demoskopischen Hörerforschung in Auftrag, und zwar zunächst beim Institut für Demoskopie in Allensbach und nach 1950 bei verschiedenen Einrichtungen, u.a. auch bei Infratest in München. Zur gleichen Zeit begann der NWDR, damals die größte bundesdeutsche Rundfunkanstalt, mit eigenen Forschungsarbeiten nach dem Modell der Hörerforschung der BBC. Von der Planung bis zur Auswertung sollten die Hörerbefragungen rundfunkintern abgewickelt werden. Dabei galt ein besonderes Interesse der sendungsbezogenen Hörerforschung dem Hörspiel.³

Die 50er Jahre gelten allgemein als Blütezeit des (west-)deutschen Hörspiels, die spätestens 1951 mit dem Stück »Träume« von Günter Eich ihren Anfang nahm. Hörspiele erfreuten sich einer enormen Popularität. Sie wurden nicht nur in eigens dafür eingerichteten Hörspielredaktionen, sondern auch in den Abteilungen für Mundartdichtung und Unterhaltung, für Schulfunk- und Kindersendungen produziert. Bekannte Autoren sowie namhafte Regisseure und Schauspieler belebten die Hörspielarbeit, national und international vergebene Preise (»Hörspielpreis der Kriegsblinden«, »Prix Italia«) trugen zum Renommee des Genres bei. Die Fachpresse begleitete das Hörspielgeschehen mit einer Vielzahl von Artikeln, Essays und Rezensionen. Hörspielmanuskripte wurden seit 1950 veröffentlicht. Das Hörspiel nahm in allen seinen unterschiedlichen Ausprägungen einen besonderen Stellenwert sowohl bei den Programmplanern als auch bei den Rezipienten ein, der heute im Zeitalter von Fernsehen und neuen Übertragungswegen ganz undenkbar geworden ist.

Methodik der Befragungen

Das Hörspiel stand in der Interessenskala der Hörschaft an der Spitze der anspruchsvollen Wortsendungen.⁴ Diese herausragende Stellung sowie die Bedeutung des Hörspiels als einer Sendeform, die »die Aufmerksamkeit des Hörers voll und ganz beansprucht«,⁵ ließen es offensichtlich besonders geeignet für differenzierte Hörerbefragungen erscheinen. Zwischen Oktober 1952 und Februar 1955 ließ der NWDR Hörer zu rund 100 Hörspielen befragen. Ziel war »eine umfassende Klärung der Einstellung und des Verhaltens der Rundfunkhörer gegenüber dem Hörspiel«.⁶ Es galt demnach, im Detail herauszufinden, »welche Rolle das Hörspiel als Sendart bei der Gesamthörschaft spielt« und »welcher Erfolg den einzelnen Hörspielen beschieden war«.⁷

Mit drei verschiedenen Methoden, die zugleich als drei verschiedene Abstufungen der »Tiefenlotung«⁸ begriffen wurden, sollten Beurteilungen von Hörspielen durch die Hörer erkundet werden: Zum einen wurde ein repräsentativer Querschnitt der Gesamthörschaft mündlich durch Interviewer befragt: Hier ging es zum einen darum, das Interesse am Hörspiel im Rahmen des Gesamtprogramms sowie das Interesse an den verschiedenen Hörspielarten und auch einen allgemeinen Eindruck, den einzelne Hörspiele beim Hörer hinterlassen hatten, zu erkunden. Zum anderen richteten sich die Hörerbefragungen an eine ausgesuchte sogenannte »Hörerfamilie«, auch Panel genannt. Sie umfasste ca. 350 bis 400 »qualifizierte«, d.h. besonders an Hörspielen interessierte Personen, die Fragebogen ausfüllen sollten, sodass Stellungnahmen zu einer Reihe von Einzelheiten ermittelt werden konnten. Zusätzlich gab es Studiotest-Untersuchungen, die in der Regel in Gruppen zu je 20 Personen stattfanden und dazu dienten, »unmittelbare und zum Teil unbewusste Reaktionen des Hörers während des Anhörens einer Sendung«⁹ zu messen. Mit dieser Untersuchung wurde Infratest beauftragt. Offensichtlich kamen jedoch bei den Befragungen zu einzelnen Hörspielen nicht immer alle drei Untersuchungsmethoden gleichzeitig zur Anwendung.

Das Material zu den Hörerbefragungen durch Infratest ist im Deutschen Rundfunkarchiv am Standort Wiesbaden (Signatur NWDR H 1 – H 34) vorhanden.¹⁰ Es umfasst ca. 90 Berichte der

Hörerforschung zu einzelnen Hörspielen und eine Studie mit dem Titel »Das Hörspiel und seine Hörer«. Diese wurde 1955 als eine Art Ergebnisprotokoll zu den Erhebungen über die Hörspielrezeption von der Abteilung Hörerforschung unter ihrem Leiter Wolfgang Ernst vorgelegt.

Struktur der Befragungsergebnisse

Die Studie über »Einstellung und Verhalten der Rundfunkhörer zum Hörspiel« (so der Untertitel) fasst die Ergebnisse der drei dargestellten Untersuchungsmethoden zusammen, stellt u.a. Graphiken und Statistiken zu Hörerzahlen, ihrer soziologischen Gruppierung, Interessenverteilung bezüglich einzelner Hörspielgenres und der Akzeptanz einzelner Hörspiele vor, untersucht die »Sonderstellung« des Kriminalhörspiels und präsentiert die Ergebnisse zu Spezialfragen. Die Stellungnahmen der Hörer werden auf differenzierte Weise quantitativ und qualitativ ausgewertet und der Grad der Zustimmung oder Ablehnung zu einzelnen Hörspielen wird nach statistischen Verfahren auf mess- und vergleichbare Größen gebracht.

Der Aufbau der Berichte über die Befragungen zu Einzelhörspielen ist trotz vielfacher Variationen im Kern derselbe: Nach einer kurzen Inhaltsangabe zum Hörspiel erfolgen Angaben zum Hörerkreis und zur Hörbeteiligung. Den Hauptteil der Berichte bildet die Auswertung der Hörerbefragungen. Unterschieden wird zwischen »Stellungnahmen zu Inhalt und Stoff«, »Stellungnahmen zur Gestaltung« und »Stellungnahmen zur funktions Darbietung«. Es folgt eine zusammenfassende Wertung. Im Anhang sind die Zuschriften der Hörer im Wortlaut wiedergegeben unter jeweiliger Angabe des Geschlechts, Berufs, Alters und der Schulbildung der Befragten. In vielen Fällen ist ein Manuskript des Hörspiels diesem Hörerbericht hinzugefügt.

Variiert wird vor allem die Abfolge der Fragen, bisweilen fehlen Inhaltsangaben zum Hörspiel, manchmal wird die Hörbeteiligung in exakten Prozentzahlen wiedergegeben, manchmal nur grob etwa als »durchschnittlich« bezeichnet; häufig fehlt auch eine zusammenfassende Wertung. In vielen Fällen gibt es außerdem Berichte über die Auswertung zusätzlich an das Publikum gerichteter Fragen. Was hier den NWDR besonders interessierte, waren Antworten z.B. darauf, ob eine auf UKW ausgestrahlte Sendung auch für das MW-Programm geeignet, ob der gewählte Sendetermin eines Hörspiels angemessen gewesen sei, ob ein plötzlicher Senderausfall während einer Hörspielübertragung bedauert würde, ob der Hörer eine Hör-

spielinszenierung der Lesung eines literarischen Textes vorziehe, ob Theaterstücke als Hörspielaufführung gefallen, ob Hörspiele wiederholt oder gar, ob Hörspiele bestimmten Inhalts, z.B. mit ausgeprägt religiöser Thematik und ethisch-moralischem Grundanliegen wie etwa »Die Sündflut« von Ernst Barlach (1953), überhaupt gesendet werden sollten.

Struktur und thematische Schwerpunkte der Auswahl

Die den Hörern zur Beurteilung vorgelegten Hörspiele stammen zum überwiegenden Teil aus der Produktion der Hörspielredaktion des NWDR in Hamburg (ca. 60); es sind aber auch Stücke aus den Funkhäusern Köln (ca. 25) und Berlin (6) darunter sowie zwei Hörspiele, die im Studio Hannover entstanden. Sie wurden entweder über MW oder (für einen eingeschränkteren Hörerkreis) auf UKW urgesendet. Es handelt sich bei nahezu zwei Dritteln um Originalhörspiele. Daneben stehen Bearbeitungen überwiegend von Theaterstücken, aber auch von Romanen und Erzählungen.

Mit »Maria Stuart«, »Don Carlos«, »Minna von Barnhelm« oder »Der Biberpelz« liegen dabei »klassische« Stücke des deutschen Schauspielrepertoires vor, um deren Inszenierung sich in den Anfängen des NWDR insbesondere das Funkhaus Köln bemühte. Es wurden aber auch Werke zeitgenössischer Autoren, oftmals aus Amerika, adaptiert, wie etwa »Die Grasharfe« von Truman Capote, ein Roman, der erst 1951 erschienen war. Aus demselben Jahr stammt auch das Schauspiel »The Green Pastures« des Amerikaners Marc Connelly, das in der deutschen Hörspielinszenierung den Titel »Sonntagschule für Negerkinder« trägt. Anfang der 50er Jahre schrieb Vern Sneider seinen Roman »The Teahouse of the August Moon«, Grundlage des Hörspiels »Die Geishas des Captain Fishby« des NWDR Hamburg von 1952. Arthur Millers Roman »Hexenjagd« hatte seine Uraufführung als Theaterstück 1953 in New York erlebt. Die deutsche Hörspieladaption erfolgte im Februar 1954. Aus dem Jahr 1953 stammt auch Jean Anouilhs Schauspiel »Jeanne oder die Lerche«, das 1954 in einer Hörspielfassung ausgestrahlt wurde. Mit dem Hörspiel »Die Gefangenen« adaptierte der NWDR Berlin ein Theaterstück von Stefan Barcava, das 1953 mit dem Gerhart-Hauptmann-Preis ausgezeichnet worden war. Es wird deutlich, dass die Hörspielredaktion bei der Auswahl ihrer Adaptionen ein Gespür für aktuelle und herausragende Werke der damaligen Gegenwart bewies.

Sehr viele Hörspiele stammen von namhaften deutschsprachigen Autoren, darunter Alfred Andersch (»Die Letzten vom Schwarzen Mann«, 1954; »Die Feuerinsel«, 1955), Heinrich Böll (»Ich begegne meiner Frau«, 1953), Friedrich Dürrenmatt (»Stranitzky und der Nationalheld«, 1952; »Ein Engel kommt nach Babylon«, 1954; »Das Unternehmen Wega«, 1955), Günter Eich (»Die Gäste des Herrn Birowski«, 1952; »Die Mädchen aus Viterbo«, 1953), Max Frisch (»Rip van Winkle«, 1954), Wolfgang Hildesheimer (»Prinzessin Turandot«, 1954; »Das Atelierfest« 1955), Peter Hirche (»Das Lächeln der Ewigkeit«, 1955), Fred von Hoerschelmann (»Ich höre Namen«, 1954), Wolfdietrich Schnurre (»Nächtliche Begegnung«, 1954).

Nahezu alle damals gängigen Hörspielgenres sind vertreten: Kriminalhörspiele, Lustspiele, Mundarthörspiele, Problemhörspiele sowie – durchaus zeittypisch – nur ein Science Fiction-Hörspiel (»Das Unternehmen Wega«). Dabei deckt die Hörspielauswahl die gesamte Themenpalette ab, die der Hörspielproduktion dieser Zeit insgesamt zugeschrieben wird: Das Thema des Krieges und seiner Folgen wird in einer ganzen Reihe von Hörspielen bearbeitet, darunter in den Stücken »Die Gefangenen« von Stefan Barcava (1953), »Kasan liegt an der Strecke nach Sibirien« von Otto Heinrich Kühner (1952), »Die Letzten vom Schwarzen Mann« von Alfred Andersch (1954), »Sie klopfen noch immer« von Emil Gurdan (1953). Das zuletzt genannte Stück bezieht sich auf ein konkretes Ereignis des Zweiten Weltkriegs, den Untergang der »Tirpitz« 1944. Günter Eich greift in »Die Mädchen aus Viterbo« (1953) das Thema der Judenverfolgung auf; Peter Lotar widmet sich in »Das Bild des Menschen« (1952) den Widerstandskämpfern des 20. Juli; Wolfdietrich Schnurre gestaltet in »Nächtliche Begegnung« (1954) ein Heimkehrerschicksal und Erich Kuby leistet mit dem Hörspiel »Sonderzug« (1954) einen Beitrag zum Thema Vertreibung.

Hörspiele wie »Der verschwundene Graf« von Erich Kuby (1953) oder »Romeo und Julia 1953« von Gerd Oelschlegel (1953) befassen sich mit dem Ost-West-Konflikt.

Religiöse Themen finden sich in Hörspielen wie »Merlin« nach Karl Leberecht Immermann (1953), »Sonntagsschule für Negerkinder« von Marc Connelly (1953), »Die Sündflut« von Ernst Barlach (1953), »Das Thüringer Spiel von den zehn Jungfrauen« von Franz Theodor Csokor (1952) oder auch in der Hörspieladaption von Arthur Millers »Hexenjagd« (1954).

Mit dem Lebensalltag allgemein, mit Liebesbeziehungen, Ehe, Familienkonflikten bis hin zu Themen, die um die Begriffe »Schuld«, »Verantwortung« und »Tod« kreisen, befassen sich

die meisten Hörspiele. Ein typisches Thema der Moderne, Hektik und Schnellebigkeit, das freilich nicht neu, aber vor dem Hintergrund des beginnenden Wirtschaftswunders verstärkt ins Bewusstsein trat, greifen Hörspiele wie »In rasender Fahrt« von Walter Oberer (1953) und »Terminkalender« von Max Gundermann (1953) auf.

Politische Ereignisse beeinflussten in einigen Fällen das Hörspielprogramm in besonderer Weise, so im Falle der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Japan am 18. April 1952. Vor diesem Hintergrund gewinnen die Inszenierung des Romans von Vern Sneider »The Teahouse of the August Moon« als Hörspiel und die Neuproduktion von Eduard Reinachers nach einer alten japanischen Legende geschriebenen Hörspiel »Der Narr mit der Hacke« (1952) eine besondere Bedeutung.

Als Antwort auf den 1950 beginnenden Kulturaustausch zwischen Frankreich und Deutschland kam es in der Hörspielproduktion allgemein zu einer besonderen Vorliebe für französische Autoren. Es wurden vielfach literarische Vorlagen aus Frankreich bearbeitet. Das zeigt sich auch in der den Hörern des NWDR vorgelegten Hörspielauswahl. Es sind darunter Stücke von bzw. nach Jean Anouilh (»Jeanne und die Lerche«, 1954), Théophile Gautier (»Eine Träne des Teufels«, 1953), J. B. P. Molière (»George Dandin«, 1952; »Tartuffe«, 1954), Marcel Pagnol (»Die Tochter des Brunnenmachers«, 1955) und Jean Schlumberger (»Césaire«, 1954).

In einem besonderen Fall reagierten die Programmverantwortlichen des NWDR sehr direkt auf ein politisches Ereignis: Am 17. Juni 1953, dem Tag des Arbeiteraufstandes in der DDR, setzten sie das vorgesehene Hörspiel »Doppelkonzert« kurzfristig ab und strahlten stattdessen das im April produzierte Stück »Romeo und Julia 1953« aus, das von einer tragisch endenden Liebesgeschichte in der »Viersektorenstadt« Berlin handelt.

Es wird deutlich, dass die Hörspielredaktion des NWDR bei der Auswahl ihrer Themen auf kulturelle und politische Ereignisse der Zeit reagierte, dies jedoch überwiegend in eher indirekter Art und Weise, indem sie z.B. allgemein Autoren aus denjenigen Ländern bevorzugte, zu denen die junge Bundesrepublik diplomatische Beziehungen aufgenommen hatte.

Urteil der Hörer

Die Akzeptanz des Genres Hörspiel war beim Publikum der 50er Jahre relativ hoch. Nur rund 12% der Gesamthörerschaft äußerte »überhaupt kein Interesse« an dieser Funkgattung, 39% dagegen »sehr starkes Interesse«. ¹¹ Bereits ein flüchtiger Blick auf die zahlreichen Zuschriften, die zum größten Teil von der Gruppe der »qualifizierten Hörer« stammen, macht deutlich, dass es für das Publikum bestimmte Kriterien gab, denen zufolge es ein Hörspiel als »gut« oder »schlecht« beurteilte. In der Studie des NWDR werden diese Beurteilungsmerkmale zu Gegensatzpaaren zusammengefasst und als Basis für eine statistische Messung (»Beurteilungs-Indexwert«) ¹² von Zuspruch und Ablehnung genommen. Die Gegensatzpaare sind »Zeitstücke« versus »Hörspiele mit ›zeitloser‹ Thematik« sowie »Hörspiele mit ›realer‹ Gestaltung« contra »Hörspiele, die ›unwirkliche‹ Züge aufweisen«.

Bei allen soziologisch bedingten Unterschieden im Einzelnen manifestiert sich in den Stellungnahmen der Hörer die deutliche Vorliebe für das dramatisch aufgebaute, klar, logisch, spannend und unterhaltsam erzählte realistische Zeitstück heiteren oder auch ernsthaften Inhalts, mit sprechendem Titel, gegebenenfalls harmonischer Musikeinblendung, guter schauspielerischer Besetzung und fassbarer Botschaft. Als Synonyme für »realistisch« können Ausdrücke wie »lebenswahr«, »zeitnah«, »natürlich«, »aus dem Leben gegriffen« oder »glaubwürdig« gelten. Für die gegenteilige Beurteilung werden neben »unrealistisch« als analoge Begriffe »unwirklich«, »nicht lebenswahr«, »mystisch«, »märchenhaft« oder »phantastisch« benutzt. Die von den Hörern gewählten Kriterien sind in ihrer Struktur allerdings durchaus komplexer als es die Anordnung in klar unterschiedene Gegensatzpaare denken lässt. Sie sind eng miteinander verflochten und bedingen einander z.T. wechselseitig. Realismus meint z.B. für die Hörer nicht allein eine Kategorie des Inhalts, sondern auch der Gestaltung. Ein Hörspiel wie das Science Fiction-Stück »Das Unternehmen Wega« von Friedrich Dürrenmatt wird z.B. »trotz des utopischen Inhalts ganz realistisch« genannt, die »Handlung« sei »klar« (H 27). Liegt einem Hörspiel zwar eine unrealistische Idee zugrunde, die im Stück gleichwohl in Szenen, die »der Wirklichkeit entsprechen«, gestaltet wird (so geschehen in Peter Hirches Hörspiel »Das Lächeln der Ewigkeit«, 1955), reagieren Hörer auch hier mit Zustimmung (vgl. H 30).

Traumsequenzen, in der Regel als unrealistisch abgelehnt, werden akzeptiert, wenn dadurch »die Handlung (...) klar weitergeführt«

wird. ¹³ Stücke mit zeitloser Thematik (wie etwa »Prinzessin Turandot« von Wolfgang Hildesheimer) finden aus demselben Grund überwiegend Zustimmung. Die Vorstellung von »Realismus« ist also eng an die Handlungsführung gekoppelt, und in der Tat heißt es auch in der Studie des NWDR: »Der Gang der Handlung ist und bleibt also für die Zuhörer eines Hörspiels das weitaus Wichtigste«. ¹⁴ An anderer Stelle wird allerdings »Verständlichkeit« als das entscheidende Beurteilungsmerkmal herausgestellt. ¹⁵ Dieses Kriterium zielt natürlich auf die eigentliche Arbeit der Hörspielredaktion, die Gestaltung des jeweiligen Stoffes, und trifft wohl schon allein deshalb auf die besondere Aufmerksamkeit der Programmplaner. »Verständlichkeit« ist aber ein Kriterium, das wiederum eng an die Bedingung der klaren Handlungsstruktur gebunden ist. Aus eben diesem Grund fiel das Hörspiel »Unter dem Milchwald« von Dylan Thomas, das laut Programmansage »ein lyrisch gestimmtes Bild vom wahren Innenleben einer kleinen Stadt an der Meeresküste« (H 29) gibt, am deutlichsten beim Publikum durch. Von »Zumutung« und »Verärgerung« ist die Rede. Im Bericht der Hörerforschung heißt es folgerichtig: »Das Fehlen einer Handlung schockierte offenbar die meisten Hörer.« Professionelle Hörspielkritik dagegen lobte die auch in England als »Sensation« gefeierte »Funktichtung« als »genialisch«, die freilich kein Hörspiel »im traditionellen Sinne« sei. ¹⁶ Der Hörer verfallt geradezu dem »Mosaikcharakter« dieser Hörspielkonzeption und empfinde den Mangel an normaler Handlung als nicht mehr gegeben. Die Äußerungen der NWDR-Hörer allerdings widerlegen diese Behauptung deutlich.

Zu den Hörspielen, die beim Publikum überwiegend negativ beurteilt wurden, da sie offensichtlich den Erwartungen an eine »lebenswahre Behandlung zeitnaher sozialer Probleme und Lebensumstände« ¹⁷ zuwiderliefen, gehören auch »Die Gäste des Herrn Birowski« von Günter Eich, das sich den Vorwurf der »Phantasterei« gefallen lassen musste (H 1), »Merlin« nach Karl Leberecht Immermann, bei dem vor allem die Versform als »anstrengend« und »unschön« störte (H 7), oder auch »In rasender Fahrt« von Walter Oberer, das zwar mit der »unheimlich wachsende[n] Beschleunigung aller Vorgänge unseres modernen Lebens« ein besonders zeitnahes Thema wählte, dieses aber nicht »realistisch«, sondern in der Form eines Gleichnisses gestaltete, das mehrheitlich als »überspannt« und »nicht verständlich« abgelehnt wurde (H 9).

Besonderen Beifall fanden beim Publikum heitere Hörspiele, wie etwa das rheinische Lustspiel »Alle unter einem Hut« von Carl Stefan

(1955) mit seiner sowohl volkstümlichen als auch wirklichkeitsgetreuen Darstellung und der »leicht ins Ohr gehenden Musik« (H 27) oder »Der Biberpelz« von Gerhart Hauptmann mit seiner »thematisch sehr wirkungsvollen« und daher für die »Hörspielform besonders geeignet[en]« Handlung (H 2). Als »fesselnd« und »realistisch« wurde auch das Stück »Füße im Feuer« von Curt Langenbeck nach Conrad Ferdinand Meyer gewertet (H 16) oder auch die »humorvolle«, »doch lehrreiche«, vor allem »wirklichkeitsnahe« Gestaltung japanischer Verhältnisse in »Die Geishas des Captain Fisby« von Vern Sneider (H 3).

Bemerkenswert ist, dass Hörspiele, die sich mit dem Thema »Krieg« und damit auch besonders mit der jüngsten deutschen Vergangenheit beschäftigten, in der Regel positiv aufgenommen wurden, da sie als notwendige Erinnerungsarbeit und Warnung für die Zukunft begriffen wurden. Anlässlich des Hörspiels »Die Mädchen aus Viterbo« von Günter Eich sah sich der Bericht der Hörerforschung veranlasst, ausdrücklich darauf hinzuweisen, dass »in diesem Zusammenhang jedoch keine antisemitischen Bemerkungen gemacht« wurden (H 9). Eine derartige Feststellung belegt die besondere Sensibilität gegenüber dem Thema der Judenverfolgung.

Aus »politischen« und »ethischen« Gründen stimmten 50 Prozent der Hörer uneingeschränkt dem Hörspiel »Das Bild des Menschen« von Peter Lotar, das die Ereignisse des 20. Juli 1944 erzählt, zu. Kein anderes Hörspiel, so bemerkt der Bericht, habe die Mitglieder des Panels veranlasst, »ähnlich ausführlich und profiliert Stellung« zu nehmen (H 11). Eine solche Beobachtung relativiert die in anderem Zusammenhang geäußerte Bemerkung, Hörspiele mit politischer Tendenz würden abgelehnt und weniger deprimierende, mehr der Unterhaltung dienende Hörspiele gefordert,¹⁸ macht aber zugleich den Primat der realistischen Gestaltung als Kriterium für die positive Beurteilung von Hörspielen deutlich.

Das Hörspiel und die Sinnfrage

Besonders markant bei den Urteilen der Hörer und auch bei den Berichten der Hörerforschung ist der Stellenwert, den die Frage nach dem jeweiligen Sinn oder der »Absicht« eines Hörspiels einnimmt. Dabei fällt auf, dass die Hörer die meisten Hörspiele als moralisch-ethische Appelle begriffen. Immer wieder begegnen oftmals sentenzartige Formulierungen wie »Appell an die Menschlichkeit«, »Predigt«, »Mahnung zum Gedenken der Toten«, »Mahnung zur

›Selbstbesinnung‹«, »Appell zur Bejahung des Lebens«, »ethisch moralische Mahnung«, »warnende Rückerinnerung« usw. Negative Gesamturteile über Hörspiele sind dagegen häufig mit Bemerkungen, der Sinn sei unverständlich, das Stück habe keinen Sinn, verknüpft. Anlässlich des Hörspiels »In rasender Fahrt« von Walter Oberer stellt ein verärgelter Hörer gar die Frage: »Weiß es der Autor?« (H 9). Die Tatsache, dass sich Hörer immer wieder über einen abrupten oder abgebrochenen Hörspielschluss beschwerten, belegt dabei die Vorliebe für eine geschlossene Handlungsführung und eine greifbare, nachvollziehbare Botschaft.

Die Hörer äußern sich in der Mehrzahl der Fälle zunächst nicht aus eigener Initiative zur »Sinnfrage«, sondern weil sie durch entsprechende Fragen dazu aufgefordert wurden. Immer wieder ist den Berichten zu entnehmen, dass expressis verbis nach dem »Sinn«, dem »Anliegen« eines Hörspiels gefragt wird. Es entsteht insgesamt der Eindruck, dass »Sinn« auf Seiten der für die Hörerbefragungen verantwortlichen Redakteure als etwas objektiv Gegebenes betrachtet wird, das es beim Hören eindeutig »zu erkennen« gilt. Wie beim Hörspiel in der Tradition klassischer Interpretationsverfahren nach »Inhalt« und »Form« unterschieden wird, unter Hinzufügung der radiophonen Kategorie der »funktischen Darbietung«, so wird auch »Sinn« als eine gleichsam aus allem Übrigen herauszuschälende isolierte Größe bewertet.

Dies geht aus vielen Bemerkungen hervor: Anlässlich der Hörerbefragung zum Hörspiel »Die Straße nach Cavarere« von Harald Zusanek (1953) heißt es: »Das eigentliche Anliegen des Dichters, der Grundgedanke, scheint nur wenigen Hörern klar geworden zu sein.« (H 4) Im Bericht über die Hörerbefragung zum Stück »Der Briefträger ging vorbei« von Walter Kolbenhoff (1953) wird formuliert: »Aus Äußerungen über den Sinn, das besondere Anliegen dieses Hörspiels ging hervor, daß die große Mehrzahl der Befragten ›die Mahnung zur Versöhnlichkeit und zum Verständnis für die Mitmenschen‹ durchaus verstand und eifrig unterstützte« (H 6). Im Zusammenhang mit dem Hörspiel »Die Gäste des Herrn Birowski« von Günter Eich wird sogar die Frage gestellt: »Haben die Hörer das Anliegen des Hörspiels verstanden?« (H 1) Derartige Formulierungen deuten auf eine starke didaktische Absicht der für das Hörspielprogramm Verantwortlichen, der beim Hörspielpublikum offensichtlich die Erwartung einer Art moralischer Lebenshilfe entspricht.

Gleichzeitig wird deutlich, dass dem Hörer damit eine passive Rolle zugewiesen wird. Seine »empfangsbereite und reaktionsfähige Phantasie«¹⁹ darf lediglich die schon immer als vor-

gegeben gedachte Sinnstruktur des Hörspiels empfindend nachvollziehen.

Die Antworten der Hörer auf die »Sinnfrage« belegen jenen Aspekt der Innerlichkeit, der ein charakteristisches Merkmal des Hörspiels der 50er Jahre ist: Die herausgelesenen ethisch-moralischen Mahnungen und Appelle können als Ergebnis einer Art Gewissenserforschung betrachtet werden. In diesem Sinne machte das Hörspiel der Innerlichkeit »aus dem Radio einen inneren Gerichtshof« und wurde zu einem »Mittel der Vergangenheitsbewältigung«. ²⁰ Eine dem Manuskript beiliegende Ansage zum Hörspiel »Früher Schnee am Fluß« von Heinz Huber (1952) bestätigt diesen Gedanken. Es heißt dort:

»Sein Hörspiel freilich ist ein hartes Werk. Ein Gewissensappell, geschrieben im Sinne des Ibsen-Wortes: Dichten heißt Gerichtstag halten über sich selber. – Aber dieses Gerichtstaghalten über sich selber ist wohl das wichtigste Amt, das unentbehrlichste, das die Dichter ausüben müssen.« (H 20)

Betrachtet man die Stellungnahmen der Hörer näher, so wird deutlich, dass es in der Regel allgemeine Tugendbegriffe wie »Versöhnlichkeit« oder »Menschlichkeit« sind, die als hörspielimmanentes Ziel bezeichnet werden. Dies korreliert mit den Konzeptionen vieler Hörspiele der 50er Jahre, die darauf zielten, zeitgeschichtliche Anspielungen oft nur als Folie für einen allgemein menschlichen Appell ²¹ zu gestalten.

Entsprechend fallen Hörerreaktionen aus: Das Hörspiel »Früher Schnee am Fluß« z.B. erzählt eine Geschichte aus dem Koreakrieg. Die Hörer verstanden es in überwiegender Zahl als »Appell gegen die weitverbreitete Lethargie« der Menschen gegenüber Gräueltaten, konnten aber trotz der Hinweise im Vorspruch mehrheitlich nicht angeben, wo der Schauplatz der aufgeführten Handlung eigentlich lag. Zu Recht hat die Forschung wiederholt die Frage gestellt, ob der Versuch, dem Realen der Gegenwart einen übergreifenden Sinn zu verleihen, dem Hörer nicht zugleich eine Ausflucht aus seiner Realität biete. ²² Die »Widersprüche zwischen abstraktem Appell und konkret historisch Aufzuklärendem« ²³ lassen sich wiederum beispielhaft an Hörerreaktionen ablesen. Zum Hörspiel »Das Bild des Menschen«, das sich dem Thema des deutschen Widerstands widmet, werden Stimmen laut, die die Bedeutung auf einer gleichsam höheren, vom konkret Ereignishaften abgelösten Ebene festschreiben wollen, indem sie »das beispielhafte Verhalten zum Tode Verurteilter« herausheben oder ihren Vorbildcharakter betonen, gar eine »tiefere Deutung des menschlichen Seins« aus dem Spiel herauslesen (H 11). Dagegen vertritt ein einzelner Hörer die kritische

Ansicht, dass ja »das ganze Stück auf göttliches Wollen abgestellt« sei und darüber die »irdischen Ursachen« und die »realpolitischen Zusammenhänge« vernachlässigt würden.

Hörspiel als Literatur

Die Fragestellungen und die Stellungnahmen der Hörer zeigen deutlich, dass Hörspiele in erster Linie als Literatur begriffen wurden; sie sind über das Wort, das im Zentrum steht, Texten vergleichbar, die ausschließlich sprachlich strukturiert sind. So ist auch bisweilen vom »Hörspieldichter« die Rede, das Hörspiel »Früher Schnee am Fluß« wird in der Anmoderation als Dichtung bezeichnet. Auch die für das Fragekonzept des NWDR getroffene Unterscheidung von »Inhalt« und »Form« eines Hörspiels ist, wie bereits erwähnt, eine Anleihe bei traditionellen Interpretationsverfahren, u.a. der Literaturwissenschaft, die im Übrigen voraussetzt, dass der »Inhalt« bei einem Wechsel der »Form« nahezu unverändert bleibt. Das erklärt auch, warum der NWDR seinen Hörern überhaupt die Frage stellen konnte, ob sie die Lesung eines literarischen Textes einer Hörspielbearbeitung vorzögen. Das Wort ist bei diesem Hörspielverständnis gebunden an die menschliche Stimme, die als »Ausdrucksträger persönlicher Eigenschaften eingesetzt« ²⁴ wird. Sprache soll auf eine Wirklichkeit verweisen, die außerhalb ihrer selbst liegt. So ist auch erklärbar, warum die Vorliebe der Hörer für »realistische« Stücke mit der Bevorzugung »natürlicher«, »ungekünstelter« Stimmen (als den Bedeutungsträgern) verknüpft ist. Es ist bei einer solchen Hörspelauffassung naheliegend, dass die experimentelle Radiokunst der Weimarer Republik, die »auf Tonaufzeichnung beruhte statt auf Text«, ²⁵ wie etwa Walter Ruttmanns Stück »Weekend« von 1930, in den 50er Jahren keine Fortsetzung finden konnte. Es wird zugleich deutlich, warum ein im Untertitel als »Spiel für Stimmen« bezeichnetes Stück wie Dylan Thomas' »Unter dem Milchwald« weitgehend durchfallen musste.

Die Bedeutung der Hörerbefragungen für das Hörspielprogramm

Inwiefern die Meinungen der Hörer die Programmgestaltung beeinflussten, ist schwer zu sagen. Die Antworten z.B. auf die Frage nach der Akzeptanz von Hörspielwiederholungen waren sicherlich im Sinne der vom NWDR geplanten Repertoirebildung von Interesse, aber nicht von ausschlaggebender Bedeutung. Immerhin wurden die Ergebnisse veröffentlicht. ²⁶ Es fällt

aber auf, dass eine ganze Reihe derjenigen Hörspiele, zu denen Hörerbefragungen erfolgten, später nicht archiviert, sondern gelöscht wurden. Löschkaktionen bis in die 60er Jahre sind anfänglich auf den verbreiteten Mangel an Tonbandmaterial zurückzuführen. Welche Intentionen der verantwortlichen Redakteure und Archivare sich in der Folgezeit dahinter verbargen, ist nicht eindeutig zu rekonstruieren. Die vom Publikum sehr gering geachteten Stücke »Die Gäste des Herrn Birowski«, »In rasender Fahrt« und »Merlin« sind jedenfalls nicht unter den gelöschten Produktionen, so dass offensichtlich die Ergebnisse der Hörerbefragungen keinen Einfluss auf die Löschkaktionen hatten. Zumindest von den beiden erstgenannten Stücken kann sogar als gesichert gelten, dass sie noch mehrfach wiederholt wurden. Das gilt im Übrigen auch für das Stück von Dylan Thomas, das bereits drei Monate nach der Erstsending und dann in regelmäßigen Abständen vom NWDR (bzw. später vom NDR) und weiteren ARD-Rundfunkanstalten ausgestrahlt wurde. Auch im Januar 2005 steht es wieder auf dem Spielplan (des SWR). Im Jahr 2003 gab der HörVerlag München das Stück (in der Fassung des NWDR von 1954) als CD heraus. Es wäre interessant zu untersuchen, welche Gründe genau den Verlag bestimmten, dieses Stück als das »berühmteste Hörspiel der Rundfunkgeschichte«²⁷ zu vermarkten.

Die Berichte der Hörerforschung sind als soziologische Studien über die Einstellung der Hörer zum Hörspiel in den 50er Jahren anzusehen. Sie offenbaren jedoch nicht nur das Hörspielverständnis des Publikums, sondern, mehr oder weniger direkt auch dasjenige der Programmgestalter. In der Überzeugung, Hörspiel sei eine wortzentrierte radiophone Kunstform mit moralischem Appellcharakter, stimmen beide Seiten weitgehend überein, ebenso in der daraus abgeleiteten (heute längst nicht mehr geteilten) Annahme, Hörspiel sei überhaupt eine klar definierbare Funkgattung.²⁸ Differenzen treten dennoch zutage und zwar nicht nur dann, wenn Hörer ein angebotenes Stück wie »Unter dem Milchwald« »alles andere als ein Hörspiel«²⁹ nennen, sondern auch gerade in dem Moment, wo scheinbar Einmütigkeit herrscht. Das Hörspiel »Prinzessin Turandot« von Wolfgang Hildesheimer bietet dafür ein gutes Beispiel. Es fand beim Publikum und bei der professionellen Hörspielkritik Anerkennung. Die Hörer schätzten es, weil der Autor einen interessanten und spannenden Märchenstoff leicht verständlich gestalte und das lehrreiche und bildende Stück funktisch in geglückter Verbindung von Sprache und Musik dargeboten worden sei (Vgl. H 17). Die Hörer trafen ihr Urteil also ganz nach Maß-

gabe der für sie gültigen, hier im einzelnen analysierten Kriterien. In der Begründung der Jury, die Hildesheimers Stück am 7. Februar 1955 mit dem »Hörspielpreis der Kriegsblinden« auszeichnete, wird dagegen in erster Linie die »geistvoll sprühende Wortkunst« akzentuiert. Das Stück gehöre zu den »dichterischen Hörspielen unserer Zeit«.³⁰ Diese Kritik ist im Zusammenhang mit jener Vorliebe für das ausgeprägt lyrisch-magische Wortkunstwerk zu bewerten, das insbesondere von der Hörspieldramaturgie Heinz Schwitzkes beim NWDR in Hamburg gefördert wurde und in der Hörspielgeschichte oftmals einseitig als dominierend für die 50er Jahre betrachtet wird. Schwitzke sprach davon, dass nicht »Macht und die Reichweite«, »nicht die Möglichkeit, zu Millionen zu sprechen«, die Bemühungen der Hörspielmacher bestimmt habe, sondern im Gegenteil, statt »quantitativer Wirkung« habe man die »qualitative« gesucht, »Intensität und Eindringlichkeit«.³¹

Gleichwohl – und das belegen die Untersuchungen der Abteilung für Hörerforschung – gab es ein genuines Interesse an der tatsächlichen Anzahl der Hörer und ihren Reaktionen. Darüber hinaus zeigt sich, dass die von der Hörspieltheorie Schwitzkes und der ihr nachfolgenden Forschung oft betonten zentralen Aspekte des so genannten poetischen Wortkunstwerks, gleichnishafte Gestaltung oder religiöse Implikationen sowie Absage an zeitgebundene Thematik die Hörer durchaus wenig interessierten. Nicht magisch-lyrisch, sondern realistisch-erzählend sollte ein Hörspiel, seine Themen aus dem Alltag gegriffen und spannend gestaltet sein. Auf diese Qualitäten richtete sich das Augenmerk der Hörer und diesem Erwartungshorizont entsprach am reinsten das realistische Illusionshörspiel. Gerade dieser Hörspieltypus ist es, der zumindest seine Popularität bei aller thematisch-strukturellen Weiterentwicklung unabhängig von der sonstigen Entwicklung des Genres vom »Wortkunstwerk« hin zum »Neuen Hörspiel« und schließlich zur Medienkunst bis heute hat behaupten können.

Anmerkungen

- 1 Hörerurteil zum Stück »Es wurde dunkel vor dem Abend« von Fred C. Siebeck. Deutsches Rundfunkarchiv Wiesbaden (DRA WI). Bestand NWDR H 7.
- 2 Vgl. Hansjörg Bessler: Hörer- und Zuschauerforschung. München 1980, S. 71f.
- 3 Ebd., S. 79.

- 4 Vgl. NWDR, Abteilung Hörerforschung (Hrsg.): Das Hörspiel und seine Hörer. Eine Studie über Einstellung und Verhalten der Rundfunkhörer zum Hörspiel. Hamburg 1955, S. 5.
- 5 Ebd., S. 1.
- 6 Ebd.
- 7 Ebd.
- 8 Ebd., S. 74.
- 9 Ebd., S. 1.
- 10 Es liegt in zwei verschiedenen, inhaltlich nicht völlig identischen Lieferungen vor. Ob das überlieferte Material insgesamt alle Auswertungen der Hörerbefragungen zu Einzelhörspielen umfasst, kann bezweifelt werden. Die Studie »Das Hörspiel und seine Hörer« etwa enthält z.B. in einigen Schaubildern Hinweise auf Hörspiele, zu denen keine Befragungsergebnisse vorliegen. Lose eingelegt ist in die Studie auch ein Fragebogen u.a. zu dem heute gewiss populärsten Stück der 50er Jahre, dem Hörspiel »Das Schiff Esperanza« von Fred von Hoerschelmann. Einen eigenen Bericht der Hörerforschung gibt es auch in diesem Falle nicht. Bei Zitaten aus den Berichten der Hörerforschung zu Einzelhörspielen wird im Folgenden einzig die Bestandsnummer in Klammern in den laufenden Text eingefügt.
- 11 Das Hörspiel (wie Anm. 4), S. 4.
- 12 Ebd., S. 85.
- 13 Ebd., S. 91.
- 14 Ebd., S. 92.
- 15 Ebd., S. 79.
- 16 epd / Kirche und Rundfunk 1950, Nr. 20, S. 16f.
- 17 Vgl. Bericht der Hörerforschung zu »Stranitzky und der Nationalheld«, H 2.
- 18 Ebd.
- 19 Heinz Schwitzke zitiert nach Burghard Dedner: Das Hörspiel der Fünfziger Jahre und die Entwicklung des Sprechspiels seit 1965. In: Manfred Durzak (Hrsg.): Die deutsche Literatur der Gegenwart. Stuttgart 1971, S. 135.
- 20 Bernhard Siegert: Das Hörspiel als Vergangenheitsbewältigung. In: Irmela Schneider und Peter M. Spangenberg (Hrsg.): Medienkultur der 50er Jahre. Diskursgeschichte der Medien nach 1945. Bd. 1. Wiesbaden 2002, S. 293.
- 21 Vgl. u.a. Reinhard Döhl: Versuch einer Geschichte und Typologie des Hörspiels in Lektionen. Hörspiel der 50er Jahre (3): »Das Schiff Esperanza« von Fred von Hoerschelmann. Radio-Essay. WDR 27.3.1978, S. 13.
- 22 Vgl. Reinhard Döhl: Geschichte und Typologie des Hörspiels in Lektionen: Das Hörspiel der 50er Jahre. WDR 12.3.1979, S. 16.
- 23 Friedrich Knilli zitiert nach Burghard Dedner: Das Hörspiel (wie Anm. 19), S. 130f.
- 24 Zitiert nach Dedner: Das Hörspiel (wie Anm. 19), S. 136.
- 25 Siegert: Das Hörspiel (wie Anm. 20), S. 297.
- 26 Vgl. epd / Kirche und Rundfunk 1954, Nr. 21, S. 4f.
- 27 Zitiert nach Tobias Döring: Fischerbootschaukelnde See. Im Herzland: Dylan Thomas' Meisterwerk »Unter dem Milchwald«. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. 1.11.2003, S. 34.
- 28 So heißt es in der Studie über »das Hörspiel und seine Hörer« selbstbewusst, dass die »überwiegende Mehrheit der Rundfunkhörer klare und richtige Vorstellungen vom Hörspiel als Sendegattung« (S. 6) habe. Eine tatsächliche Definition wird allerdings nicht formuliert, allenfalls nach Maßgabe formaler Kriterien das Hörspiel von der »Dialogform mit einem Erzähler« unterschieden (S. 6) oder die Sonderrolle des Kriminalhörspiels hervorgehoben.
- 29 Hörerurteil zu »Unter dem Milchwald« (H 28).
- 30 Zitiert nach Funk-Korrespondenz Jg. 3, Nr. 9, S. 3.
- 31 Heinz Schwitzke: Das Hörspiel. Dramaturgie und Geschichte. Köln/Berlin 1963, S. 23.

Heiner Schmitt

Die Selbstversorgung mit AV-Medien in Forschung und Unterricht

Ein Plädoyer für Transparenz und wider das Tabu*

Vorgeschichte

Bald nach Erfindung der Kinematographie 1895 wurde der Wert des Einsatzes von Filmen für Volksbildungszwecke und im Rahmen der Schul- und Hochschulausbildung erkannt und bereits in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg durch eine Reihe von volksdidaktisch orientierten Einrichtungen organisiert; erinnert sei hier nur an das Wirken des Volksvereins für das Katholische Deutschland und dessen Lichtbild-einrichtungen. In der Zeit der Weimarer Republik gehörte das Medium Film schon ganz selbstverständlich zum Repertoire der pädagogischen und allgemeinen Bildungsarbeit. Verbände, Parteien, Kirchen und andere Institutionen produzierten für diese Zwecke und setzten den Film mit einer großen Breitenwirkung ein.

Erheblich ausgeweitet wurde die Filmarbeit in der Zeit des Dritten Reiches; das Medium diente nunmehr den Erziehungs- und Bildungszwecken des NS-Staates und wurde gezielt zur Verbreitung der rassenideologischen Vorstellungen eingesetzt. Die NSDAP-Filmstellen, die Reichsanstalt für Film und Bild in Wissenschaft und Unterricht (RWU) sowie Medieneinrichtungen von staatlichen und parteiamtlichen Organisationen und der Wehrmacht überschwemmten das Land umfassend mit ihren Produktionen.

In der Nachkriegszeit nahmen die Verbände und Organisationen in der Bundesrepublik ihre Medienarbeit wieder auf und setzten diese erfolgreich fort. Öffentliche Einrichtungen, wie das Institut für Film und Bild in Wissenschaft und Unterricht (FWU), die Landesfilmdienste, die Landesbildstellen, das Institut für den Wissenschaftlichen Film (IWF), kirchliche, gewerkschaftliche u. a. Medieneinrichtungen aller Art übernahmen die Versorgung des Schul-, Hochschul- und Bildungsbereichs mit AV-Medien (Bild und Film). Diese Organisationen vertreiben noch immer Produktionen, die sie selbst hergestellt oder bei denen sie die Rechte für ihren Nutzungs- und Verwertungszweck von den Urhebern erworben haben.

Entwicklung der AV-Versorgung im Bildungsbereich seit 1955

Ab Mitte der 50er Jahre des vergangenen Jahrhunderts begann der Siegeszug des Mediums Fernsehen und etwa ein Dutzend Jahre später, ab Ende der 60er Jahre, setzten sich im professionellen und semiprofessionellen Bereich die Kassettenformate durch. In diesem Zusammenhang entwickelte sich ein Consumermarkt mit einem Angebot an Aufzeichnungs- und Wiedergabegeräten, den Videorecordern; außerdem kam es zu einem Preisverfall bei Kassetten und Bandmaterial. Damit aber setzte sich zunehmend die Praxis durch, dass Schulen, Hochschulen, Institute und auch Bibliotheken Mitschnitte von Fernsehsendungen aller Genres anfertigten und diese für ihre Zwecke im pädagogischen und nicht kommerziellen Bereich einsetzten. Dabei blieben die Bestimmungen des Urheberrechts weitgehend unbeachtet oder wurden entsprechend des Nutzungszwecks (z.B. wissenschaftliche Arbeit der Hochschule, Versorgung der Studenten etc.) im eigenen Sinne interpretiert. Zur Begründung für dieses Vorgehen diente das so genannte »Katzenberger Gutachten« von 1982, das den Hochschuleinrichtungen und Bibliotheken eine originär eigene Befugnis zum Mitschnitt von Fernsehsendungen aufgrund ihrer Eigenschaft als juristische Personen zugestand; diese Befugnis schloss das Recht zur Archivierung und Bereitstellung der Mitschnitte für die jeweilige Klientel (nicht an Externe) ein. Dieses Gutachten ist heute längst in der Versenkung verschwunden.

Bereits Mitte der 80er Jahre existierten durchaus beachtliche Bestände an Kassetten in den Hochschul- und Bildungseinrichtungen und ihren Fachbereichen bzw. -bibliotheken. Einen begrenzten Überblick über die Bestände – begrenzt deshalb, weil keineswegs alle Einrichtungen berücksichtigt wurden – bietet eine von der DFG Mitte der 80er Jahre geförderte Erhebung der in wissenschaftlichen Einrichtungen vorliegenden AV-Medienbestände. Die Ergebnisse sind in der von Gerd Wilbert 1987 im Saur Verlag veröffentlichten Publikation »Topographie audio-visueller Materialien (AVM) an wissenschaftlichen Einrichtungen der Bundesrepublik Deutschland« zusammengefasst. Gut zehn Jahre später lieferte eine vom Bundesarchiv ver-

antwortete Untersuchung eine Übersicht über die in Archiven vorliegenden Bestände.¹

Das »Geschäft« des Mitschnitts von Fernsehsendungen und deren Vorhaltung explodierte dann regelrecht in den späten 80er und 90er Jahren des letzten Jahrhunderts und in den letzten vier Jahren. Es ist festzustellen, dass diese Entwicklung noch immer progressiv verläuft und kein Ende abzusehen ist. Wie die Mitschnitt- und Sammeltätigkeit expandierte, soll hier am Beispiel des Medienzentrums der Universität Oldenburg, einer der kleineren deutschen Hochschulen, demonstriert werden. Die Carl-von-Ossietzky-Universität arbeitete schon sehr früh mit eigenen AV-Beständen und rühmt sich heute stolz, über die größte Mediathek in einer wissenschaftlichen Bibliothek zu verfügen.

»Besatz« diese Einrichtung 1982 lediglich 110 Produktionen, waren dies 1985 bereits 6 000 und 1990 schon 10 000. Im Jahre 1995 wurden 30 000 Titel als Bestand ausgewiesen. Heute liegen nach eigenen Angaben über 87 000 Stunden an Programm vor, was trotz der Sondersammlungen Defa-Kopien (770) und »Anglo-American Video Cinema« auf einen Bestand von über 75 000 Mitschnitten von FS-Sendungen schließen lässt. Oldenburg ist aber beileibe kein Einzelfall: In den Medienstellen an den Universitäten oder Gesamthochschulen in Siegen, Wuppertal, Mannheim, Karlsruhe oder München finden sich Programm-Mitschnitte im meist höheren fünfstelligen Bereich; selbst die Universität Rostock rühmt sich eines Bestandes von 35 000 Titeln in ihrem Medienarchiv, und die TU München propagiert ausdrücklich »ihre« Fernsehmitschnitte, die auch ausgeliehen werden können.

Die Versorgungssituation und die Dienstleistungen von Rundfunkarchiven und öffentlich zugänglichen Medienstellen

Die deutschen Rundfunkveranstalter, seien sie nun öffentlich-rechtlich oder privat-kommerziell organisiert, sichern in aller Regel ihren Programmstock hochwertig. Die eigenen Bestände sind von größter Wichtigkeit für das Sende-, Produktions- und Verwertungsgeschäft. Die Archive fast aller deutschen Rundfunkanstalten haben Nutzungsordnungen, die eine externe nicht kommerzielle Nutzung regeln; sie verfügen zusätzlich über Verwertungseinrichtungen, die einen Zugriff auf das Programmvermögen für kommerzielle und nicht kommerzielle Zwecke ermöglichen. Zusätzlich existieren in der Bundesrepublik eine ganze Reihe von öffentlichen

Einrichtungen, die Kassettenbestände von Fernsehsendungen und -produktionen vorhalten. Diese Materialien können unter Einhaltung bestimmter Vorgaben und Regeln durch Wissenschaft, Forschung und für schulische Zwecke genutzt werden. Beispiele: Haus des Dokumentarfilms, Stuttgart, Haus der Geschichte, Bonn, (zukünftig:) Deutsches Fernsehmuseum in der Deutschen Mediathek, Berlin.

Noch nicht einmal im Ansatz sind aber die Rundfunkanstalten und diese öffentlich zugänglichen Medieneinrichtungen in der Lage, den ungeheuren Bedarf an AV-Medien durch Schulen, Hochschulen und sonstige Bildungseinrichtungen zu decken. Weder die Rundfunkanstalten noch die öffentlichen Mediatheken verfügen über die logistischen Voraussetzungen und die Personalausstattung, um dieser Aufgabe gerecht werden zu können. Um das zu illustrieren, muss hier kurz auf die Größenordnung eingegangen werden: In der Bundesrepublik gibt es (Stand 2000) 21 168 Allgemeinbildende Schulen (ohne Vorklassen, Schulkindergärten und Grundschulen), knapp 8 000 Berufliche Schulen, einschließlich der Fach-, Fachober- und Technischen Oberschulen, sowie 350 Hochschulen, einschließlich der Fachhochschulen und Kunsthochschulen. Im gesamten Hochschulbereich dürften mindestens 5 000 einzelne Fachbereiche existieren. Auf dem Gebiet der Erwachsenenbildung sind annähernd 1 000 Volkshochschulen sowie zahlreiche Akademien und sonstige Bildungseinrichtungen tätig. Die Gesamtzahl dieser Institutionen, einschließlich der Volkshochschulen, dürfte etwa 2 000 betragen.

Insgesamt finden sich also – werden die Fachbereiche der Hochschulen, die fast alle über eigene Medienbestände verfügen, als Einheiten gerechnet – in der Bundesrepublik 36 168 Schulen, Hochschulfachbereiche, Forschungs- und Bildungseinrichtungen. Diese besitzen so gut wie alle – die allgemeinbildenden Schulen in der Regel kleinere, die Hochschulinstitute und Universitätsmediatheken dafür um so größere – eigene Mediensammlungen. Hinzu kommen die Bibliotheken, vor allem die wissenschaftlichen und Spezialbibliotheken, die ebenfalls große Videokassettenbestände mit Mitschnitten von Fernsehsendungen vorhalten. In die Universitätsbibliotheken sind nicht selten die Medienzentren der Hochschulen integriert. In Deutschland existieren (Stand 2000) 12 134 öffentliche Bibliotheken sowie 3 287 wissenschaftliche und Spezialbibliotheken.

Wenn man im Durchschnitt von einer Sammlung von nur 250 Kassetten ausgeht, bei denen es sich um ca. 85% um Mitschnitte von Fernsehsendungen handeln dürfte, kommt man auf einen Bestand von rund 13 Millionen Me-

dieneinheiten. Tatsächlich dürfte dieser Bestand noch sehr viel höher liegen, haben doch einzelne Hochschulen, neben den Instituts- und Fachbereichssammlungen, zentrale Medienstellen mit vielen 10 000 Titeln. Falls durchschnittlich jährlich jede Medieneinheit nur einmal zum Einsatz kommt, entspricht das 13 Millionen Vorführungen und Ausleihen im Jahr. Auch diese Zahl dürfte zu niedrig angesetzt sein; sie erreicht vielleicht das Zwei- bis Dreifache. Es liegt auf der Hand, dass, wenn die Rundfunkanstalten und die öffentlich zugänglichen Medieneinrichtungen diese Anforderungen bewältigen müssten, deren gesamter Betrieb paralytisch würde.

Strukturen der Selbstversorgungseinrichtungen: Bestände, Personal, Kosten

In den Mediensammlungen im Bildungs- und Hochschulbereich findet sich ein Sammelsurium von Sendungen aus allen Programmgenres. Dabei existieren, da die Aufzeichnungstätigkeit nicht abgestimmt wird und jede Einrichtung vor sich hin werkelt, unzählige Dubletten; so gibt es eine Mehrfachüberlieferung ungeahnten Ausmaßes.

So gut wie alle jährlich neu entstehenden rund 40 000 Programmstunden der deutschen Rundfunkveranstalter werden aufgezeichnet und finden sich irgendwo in den vielen Tausenden von Mediensammlungen von Schulen, Hochschulen und Bildungseinrichtungen.

Die Ordnung und Dokumentation dieser auf unterschiedlichen Trägern (VHS, SuperVHS, DVT, DVD etc.) vorliegenden Beständen reicht von chaotisch aufbewahrt und nicht erschlossen bis zu systematisch mitgeschnitten, formal erfasst und inhaltlich differenziert dokumentiert. Die im Einsatz befindlichen Ordnungssysteme und computergestützten Dokumentationsprogramme einer Reihe von Medienstellen sind bekannt, so von den Einrichtungen in Mannheim, München, Siegen, Oldenburg oder auch von Wuppertal; dort werden z. B. systematisch alle in der Bundesrepublik ausgestrahlten aktuellen Sendungen mitgeschnitten, via Computerprogramm erschlossen und für die Nutzung vorgehalten.

In einigen der Datenbanken kann von jedermann via Internet recherchiert werden. So sind über MEDIAS, das ist das Datenbanksystem des Medienzentrums in Siegen, problemlos 48 Folgen der ZDF-Serie »Schwarzwaldklinik« als im Bestand greifbar zu ermitteln; dazu selbstredend alle notwendigen Stab-, Inhalts- und Produktionsdaten. Die Movie-Datenbank der Mediothek der Universität Mannheim, ebenfalls öffentlich zugänglich, meldet 35 Folgen der »Schwarz-

waldklinik« als im Bestand vorhanden; dies ist übrigens ein gutes Beispiel für Sammlungsredundanzen.

Das Personal, das direkt oder indirekt durch die Mitschnitte, die Verwaltung, die Dokumentation und für die Zugänglichmachung der Bestände eingesetzt wird, liegt insgesamt sicher im höheren Tausenderbereich, wobei hier der privatschnidende und dann die Kassette seiner Klasse vorführende Lehrer nicht mitgerechnet ist. Was nun die Kosten für die öffentlichen Träger aller dieser Einrichtungen allein für das Personal angeht, kann hier eine kleine Modellrechnung einen gewissen Anhaltspunkt für die Größenordnung geben: Würden an den 350 deutschen Hochschulen nur jeweils drei Personalkapazitäten durch die Mediensammlungen gebunden, wären dies rund 1 000 Stellen, was bei rund 40 000 € jährlich an Kosten, einschließlich der Personalnebenkosten, für einen Mitarbeiter/eine Mitarbeiterin, ein Kostenvolumen von 40 Millionen € pro Jahr ergäbe. Durchaus realistisch scheint mir, durchschnittlich von einer halben Personalkapazität pro Mediensammlung/Einrichtung auszugehen, was bei über 50 000 Schulen, Hochschulen, Bildungseinrichtungen und Bibliotheken in der Bundesrepublik die gigantische Größe von über 1 Milliarde € pro Jahr an Personalkosten bedeutete.

Zusätzlich entstehen natürlich weitere Kosten für die technischen Mitschnitteinrichtungen, für die Dokumentationsprogramme, für die Hardware der Mitarbeiter und Nutzer und für den Raum zu Archivierung und Unterbringung der Bestände. Außerdem wird von Zeit zu Zeit die Nachkopierung älterer Bestände (Langzeitsicherung) notwendig, sollen diese auf Dauer genutzt werden.

Diese Selbstversorgung der Bildungseinrichtungen mit den Aufzeichnungs-, Archivierungs- und Nutzungsaktivitäten vollzieht sich weitgehend außerhalb der öffentlichen Wahrnehmung und in einer rechtlichen Grauzone, wenn dieses Geschäft nicht gar völlig illegal ist. Damit besteht aber bei den mit diesen Tätigkeiten beauftragten Mitarbeitern und für diese und ihre Dienstvorgesetzten eine ständige Unsicherheit und die Einstellung, die Öffentlichkeit zu meiden wie der Teufel das Weihwasser. Wenn überhaupt Erfahrungen zwischen den Einrichtungen ausgetauscht werden, geschieht dies weitgehend im Stillen. Dies alles ist, neben einem weit verbreiteten Kirchturmdenken und dem damit verbundenen Abschotten der Bestände, mit ein Grund dafür, dass viele, vor allem die größeren Sammlungen, zwar recht gut erschlossen sind, aber, meines Wissens, keine mit einer anderen vernetzt ist. Was die Sammelschwerpunkte und die Art der Dokumentation angeht, scheint es mir kaum Abstimmung unter

den Verantwortlichen zu geben. In aller Regel werkelt jeder still und zum Teil wild, meist aber unkoordiniert, vor sich hin, baut Bestände auf, lässt nach unterschiedlichen Regeln nutzen und entzieht sich praktisch jedweder Kontrolle.

Fazit

Die Versorgung mit AV-Medien vollzieht sich heute zu mindestens zu 80 bis 85 % durch Selbstversorgung über die Erstellung, Archivierung und Bereitstellung von Mitschnitten von Fernsehsendungen. Dafür sind an vielen der erwähnten Einrichtungen Medienstellen, Mediatheken und AV-Sammelstellen eingerichtet; in anderen werden die Bestände eher dilettantisch und chaotisch aufbewahrt. Ohne diese Selbstversorgungseinrichtungen könnte der außerordentlich hohe Bedarf an AV-Medien überhaupt nicht gedeckt werden.

Für so gut wie keine dieser Sammlungen sind aber die gesetzlich notwendigen Voraussetzungen gegeben; vor allem bestehen keine vertraglichen Vereinbarungen mit den Urheberrechtsinhabern oder den Verwertungsgesellschaften. Die Rundfunkveranstalter selbst und die öffentlich zugänglichen Medieneinrichtungen ihrerseits wären mit der Übernahme der Versorgung, wenn denn die in den Einrichtungen vorhandenen Bestände nicht mehr genutzt werden könnten, hoffnungslos überfordert, ja gar nicht in der Lage, auch nur annähernd eine zufriedenstellende Versorgung zu gewährleisten.

Heute funktioniert der Betrieb im Wesentlichen nach dem Motto »Wo kein Kläger...«. Niemand weiß wirklich – schon gar nicht institutsübergreifend –, was hier an Personalkapazitäten gebunden wird und wie hoch die Kosten für die Mitschnitte, deren Archivierung, Dokumentation und Bereitstellung sind. Die für diese Aufgaben benötigten und eingesetzten Finanzmittel liegen in den Etats der öffentlichen Träger, zum Teil geschickt kaschiert, insgesamt im hohen mehrstelligen Millionen €-Bereich. So sind z. B. viele der eingesetzten Mitarbeiter wegen bestehender Funktionskopplungen nicht ausdrücklich als Mediendokumentare ausgewiesen, und es werden Mittel aus den Aushilfen- und Hilfskräftetöpfen für das benötigte Personal verwendet. Weder die Verwertungsgesellschaften noch die Rundfunkveranstalter rühren offensichtlich an dieses Problem.

Was ist zu tun?

- Ein für Wissenschaft, Hochschulen und Schulen sowie für andere Bildungseinrichtungen

praktikabler Aufbau eines Selbstversorgungsnetzes muss angestrebt werden;

- die Sammlungen müssen durch entsprechende Regelungen und Verträge legitimiert und damit als AV-Nutzungseinrichtungen im nicht kommerziellen Bereich anerkannt werden;
- Sammlung, Erfassung, Dokumentation und Zugänglichmachung müssen koordiniert und organisiert erfolgen; wildes Mitschneiden zur ausschließlichen Versorgung der eigenen Klientel schafft nur Chaos und löst keine Versorgungsprobleme;
- vor allem müsste ein Netzwerk aufgebaut und eine Abstimmung zwischen den in einem Verbund zusammenzuschließenden Mediathekeleinrichtungen erfolgen, um systematisch das benötigte AV-Material zu generieren;
- in diesen Verbund der mediathekarischen Einrichtungen sollten die bereits heute existierenden öffentlich zugänglichen Medieneinrichtungen einbezogen werden;
- im Vorfeld wäre eine regelmäßig fortzuschreibende Bestandserhebung aller größeren Medienstellen und Videotheken der Schulen, Hochschulen, Bibliotheken und Bildungseinrichtungen außerordentlich nützlich; diese Erfassung könnte DFG-förderrelevant sein, wie die Projekte »Topographie« zeigen;
- wichtig wäre es außerdem, die Vertreter der großen und für die AV-Versorgung wichtigen Einrichtungen regelmäßig zu einem Erfahrung- und Gedankenaustausch zusammenzubringen;
- Grundvoraussetzung für die Sicherung der Versorgung von Bildungseinrichtungen und Wissenschaft ist schließlich die Erarbeitung einer vor allem unter Kostengesichtspunkten überzeugenden Strategie, die Nachfrage und Bedarf ebenso zu berücksichtigen hat, wie eine die modernen Kommunikations- und Distributionswege einbeziehende zielgerichtete Bereitstellung von AV-Medien.

Anmerkungen

- * Vortrag anlässlich der Tagung »Quellen zur Kommunikationsgeschichte im Zeitalter digitaler Informationen. Herausforderung und Chancen« am 14. und 15. Januar in Wiesbaden.
- 1 Gerd Wilbert: Topographie audiovisueller Materialien (AVM) an wissenschaftlichen Einrichtungen der Bundesrepublik Deutschland. München u.a., 1987; Bundesarchiv Koblenz (Hrsg.): Topographie audiovisueller Quellenüberlieferung. Film- und Videobestände in Archiven und archivischen Einrichtungen in der Bundesrepublik Deutschland. Bearb. von Verena Bockhorn. Koblenz, 1996.

Masse – Massenkommunikation – Propaganda

Lenin und die Medien der Sowjetunion

Der Rundfunk in der Sowjetunion war integraler Bestandteil der sowjetischen Innen- und Außenpolitik, zu deren wesentlicher Komponente die Agitation und Propaganda nach innen und außen zählte. Lenin betonte in diesem Zusammenhang u.a.:

»daß die allseitige politische Agitation eben der Brennpunkt ist, in dem die lebenswichtigen Interessen der politischen Erziehung des Proletariats zusammenreffen mit den lebenswichtigen Interessen der gesamten gesellschaftlichen Entwicklung und des ganzen Volkes, d.h. aller seiner demokratischen Elemente«.¹

Entsprechend der Bedeutung, die der ideologischen Beeinflussung innerhalb des gesamten Systems von Machtausübung beigemessen wurde, gab die Führungsspitze der kommunistischen Partei jeweils ihre Richtlinien heraus, die ausschließlich ihren Lagebeurteilungen und den sich daraus ergebenden Interessen entsprachen. In der Konsequenz bedingte diese Abhängigkeit eine sehr weitgehende Übereinstimmung von Programminhalten und sowjetischer Politik. Da sie sich in den 20er bis 40er Jahren mehrfach änderte, kam es immer wieder zu inhaltlichen Brüchen, die zwangsläufig auch Einflüsse auf die Rezeption der Rundfunkangebote haben mussten. Im folgenden sollen einige Aspekte der theoretischen Grundlagen bolschewistischer Propaganda und ihre Konsequenzen für die Inhalte der sowjetischen Massenmedien näher beleuchtet werden.

Bemerkungen zu LeBons

»Psychologie der Massen«

Nachdem über Jahrhunderte die Bevölkerung in Europa relativ konstant geblieben war, kam es vor allem in den neuen industriellen Zentren, die sich im 19. Jahrhundert herausbildeten, zu einem sprunghaften Wachstum der Einwohnerzahlen. Im Unterschied zu den fein ausdifferenzierten Gesellschaften der Vergangenheit lebte die relativ homogene Gruppe von Arbeitern, die in den permanent wachsenden Städten meist nur das lebensnotwendigste verdiente. Die Industrie produzierte massenhaft Konsumgüter, die durch die Entwicklung moderner Technik billiger angeboten werden konnten. Die Aufhebung der feudalen Zersplitterung, die Urbanisierung, Pauperisierung und fortschreitende Industriali-

sierung ermöglichten zugleich neuen Teilen der Gesellschaft einen wachsenden und in dieser Form bisher nicht bekannten Wohlstand, der innerhalb der Städte eine bis dahin nicht existente soziale Polarisierung bewirkte. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich darüber hinaus ein neues Verhältnis von Staat und Gesellschaft und in dessen Gefolge ein neues Wesen von Öffentlichkeit.

Im Kontext der theoretischen Auseinandersetzung mit den neuen sich herausbildenden gesellschaftlichen Wirklichkeiten entstand auch der Begriff der Masse, der aus dem lateinischen »massa« abgeleitet und übersetzt Teig, weicher Klumpen, Masse heißt. Die semantische Herkunft des Wortes impliziert die relationistische Bedeutung des Begriffs, d.h., die Masse benötigt zwangsläufig Führer, die sie leiten und ihr damit eine Form geben, und als Antipode die Elite, die sich ihrerseits sowohl sozial als auch in Bezug auf Bildung, Geschmack usw. grundlegend von den großen homogenen Gruppen unterscheidet.

Infolge der sozialen und politischen Umwälzungen während des 19. Jahrhunderts erwuchs dem Massenbegriff neben der soziologischen, kulturellen und ökonomischen auch eine politische und psychologische Bedeutung. Im Zuge der gewaltigen sozialen Veränderungen zerbrach das bisherige überschaubare Weltbild von einer geordneten klar funktionierenden Gesellschaft. Die unterschiedlichen Interessen, die sich nun innerhalb der Gesellschaft herausbildeten, bündelten sich in der Bildung von Verbänden, Gewerkschaften und Parteien, die ihrerseits als Lobbyisten versuchten, die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Infolgedessen wurden Meinungsverschiedenheiten zunehmend öffentlich ausgetragen, um Mehrheiten zu gewinnen und mit ihrer Hilfe den eigenen Standpunkt durchzusetzen. In diesem Zusammenhang fällt auf, dass die proletarischen Schichten, die überwiegend mit dem Begriff der Masse identifiziert wurden, als erste über feste Organisationsstrukturen verfügten. Mit ihren egalitären Forderungen bedrohten sie insbesondere die tradierte Rolle der bildungsaristokratisch geprägten Schicht, die sich in Folge der Aufklärung im vergangenen Jahrhundert einen »Monopolanspruch (...) auf Sinnsetzung und Lebensdeutung«² erobert hatte.

Die differierenden Interessenlagen und die mit ihnen verbundenen Gegensätze und Spannungen innerhalb der bürgerlichen Gesell-

schaften, die zunehmend mit Hilfe von Mehrheiten entschieden wurden, bedingten auch das Fragen nach der Rolle der Masse und ihrer Beeinflussbarkeit. Zu den ersten Theoretikern gehörten u.a. der Bevölkerungsforscher Thomas Robert Malthus, der Philosoph Thomas Carlyle, der Nationalliberale Bruno Bauer sowie Karl Marx und Friedrich Engels. Ihre Schriften, die vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden, beschäftigten sich vorwiegend mit den sozialökonomischen und politischen Implikationen der neuen sozialen Gruppen. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts stellten unter anderem Gabriel de Tarde und Scipio Sighele die ersten psychologischen Massentheorien auf und bezogen sich dabei vor allem auf das Phänomen der verbrecherischen Masse. Die Einseitigkeiten in der theoretischen Auseinandersetzung können vor dem historischen Hintergrund der französischen Revolution von 1789, deren Verlauf wesentlich durch Aktivitäten der Masse bestimmt wurden, der Arbeiteraufstände von 1832 und 1848, der Pariser Kommune 1871 sowie dem »Volksaufstand« des Generals Georges Ernest Boulanger wenig verwundern. Tarde und Sighele war mit späteren Massentheoretikern gemein, dass sie das Phänomen immer von außen betrachteten. Masse oder der Massenmensch erfuhren dabei auf wenige Merkmale reduzierte Charakteristika, wie Angleichung der Persönlichkeit und damit der Verlust individueller Prägungen, Denkweisen, Wünsche und Lebensstile. Nach Auffassung dieser Theoretiker schwäche der Verlust der individuellen Selbständigkeit die Eigeninitiative und das Verantwortungsbewusstsein.

1895 veröffentlichte Gustave LeBon seine Schrift »Psychologie des foules«. Am Ende dieses Jahrhunderts voller Revolutionen, die die festgefügt scheinende Gesellschaft zerstört hatten, versuchte er erstmals, die verschiedenen Massen³ und deren massenpsychologische alias -organisatorische Verhaltensweisen zu analysieren und Gesetzmäßigkeiten aus den gewonnenen Erkenntnissen abzuleiten. Als Grund für seine Untersuchungen bezeichnet er den verlorenen Wert der Individualität des Einzelnen in Europa um die Jahrhundertwende:

»Das Zeitalter, in das wir eintreten, wird in Wahrheit das Zeitalter der Masse sein (...). Heute gelten die politischen Überlieferungen, die persönlichen Bestrebungen der Herrscher und deren Wettstreit nur noch wenig.«⁴

Von der Überzeugung geleitet, dass »der Eintritt der Volksklassen in das politische Leben, ihre fortschreitende Umwandlung« zu einem »der hervorstechenden Kennzeichen unserer Übergangszeit«⁵ geworden ist, beschäftigte sich Le-

Bon intensiv mit der Beeinflussbarkeit der Massen. Vor allem im ersten Kapitel identifiziert er sie, ohne sich darauf zu beschränken, mit der sich herausbildenden Arbeiterbewegung:

»Die Vereinigung ermöglichte es den Massen, sich, wenn auch nicht sehr richtige, so doch wenigstens ganz bestimmte Ideen von ihren Interessen zu bilden und das Bewußtsein ihrer Kraft zu erlangen. Sie gründeten Syndikate, denen sich alle Machthaber unterwerfen, Arbeitsbörsen, die allen Wirtschaftsgesetzen zum Trotz die Bedingungen der Arbeit und des Lohnes zu regeln suchen.«

Wenige Zeilen später fährt er fort:

»Heute werden die Forderungen der Massen nach und nach immer deutlicher und laufen auf nichts Geringeres hinaus, als auf den gänzlichen Umsturz der gegenwärtigen Gesellschaft, um sie jenem primitiven Kommunismus zuzuführen, der vor dem Beginn der Kultur der normale Zustand aller menschlichen Gemeinschaft war. Begrenzung der Arbeitszeit, Enteignung von Bergwerken, Eisenbahnen, Fabriken und Boden, gleiche Verteilung aller Produkte, Abschaffung aller oberen Klassen zugunsten der Volksmassen usw. – das sind ihre Forderungen.«⁶

Mit seinen Antworten, wie der neuen Herausforderung zu begegnen sei, stützt sich LeBon auf Verallgemeinerungen von Beispielen, die unterschiedlichen historischen Epochen entnommen wurden. In der Massenpsychologie sah LeBon selbst das

»letzte Hilfsmittel für den Staatsmann, der diese (die Massen – W. M.-B.) nicht etwa beherrschen – das ist zu schwierig geworden –, aber wenigstens nicht allzu sehr von ihnen beherrscht werden will.«⁷

In diesem Sinne liefert er dem Leser von Alltagsbeobachtungen abgeleitete machtpolitische Tricks, in die auch Momente der zeitgenössischen Werbestrategien einfließen. Mit den gegebenen Antworten begründete LeBon quasi eine Technologie der Herrschaft, der sich die Diktatoren des 20. Jahrhunderts – Lenin ist der erste von ihnen – immer wieder bedienten.

Vor seinem historischen Hintergrund verbindet sich für den Franzosen, wie bei seinen Vorgängern, mit »der Masse« vor allem Gewalt und Umsturz: »Bisher bestand die Aufgabe der Massen offenbar in diesen großen Zerstörungen der alten Kulturen.«⁸ Andererseits – und hier unterscheidet er sich deutlich von seinen Vorgängern – stellt LeBon fest, »es gibt auch tugendhafte, heroische und noch viele andersartige Massen.«⁹ denn »die mannigfachen Triebe, denen die Massen gehorchen, können je nach dem Anreiz edel oder grausam, heldenhaft oder feige sein.«¹⁰ Die unterschiedlichen Verhaltensweisen sind möglich, weil das Aufgehen des Einzelnen in der Masse mit einem Individualitätsverlust infolge von Denkhemmungen einerseits

und Affektsteigerungen andererseits verbunden ist. Die »Vermassung« führe in der Konsequenz zu einem Verschwinden des persönlichen Verantwortungsbewusstseins, also auch zu einer Entpersönlichung des Menschen sowie zu einem Absinken des Kulturniveaus, denn »bisher wurden die Kulturen von einer kleinen, intellektuellen Aristokratie geschaffen und geleitet«. ¹¹ Das diese prägende aufklärerisch-emanzipative Ideal des 18. und frühen 19. Jahrhunderts wurde in der Folgezeit zunehmend von den Massen verdrängt:

»Je weniger die Masse vernünftiger Überlegung fähig ist, um so mehr ist sie zur Tat geneigt. Die Organisation hat ihre Kraft ins Ungeheure gesteigert. Die Glaubenslehren, die wir auftauchen sehen, werden bald die Macht der alten Glaubenslehren besitzen, d.h. die tyrannische und herrische Kraft, welche sich aller Auseinandersetzung entzieht. Das göttliche Recht der Massen wird das göttliche Recht der Könige ersetzen.« ¹²

Spätere Massentheoretiker, wie Ortega y Gasset, definierten die Masse vorwiegend als einen Ordnungsbegriff. LeBon interpretierte sie dagegen nicht nur als eine Anhäufung von Einzelnen, die miteinander in Wechselbeziehungen treten, sondern auch unter psychologischen Gesichtspunkten als flüchtige Erscheinungen, die sich aus dauerhaften soziologisch definierten Massen zusammensetzt:

»Unter bestimmten Umständen, und nur unter diesen Umständen, besitzt eine Versammlung von Menschen neue, von den Eigenschaften der einzelnen, die diese Gesellschaft bilden, ganz verschiedene Eigentümlichkeiten. Die bewußte Persönlichkeit schwindet, die Gefühle und Gedanken aller einzelnen sind nach derselben Richtung orientiert. Es bildet sich eine Gemeinschaftsseele, die wohl veränderlich, aber von ganz bestimmter Art ist.« ¹³

Die teilweise eruptiven Äußerungen von Massen basierten seines Erachtens auf Suggestion, denen aber reale Bedürfnisse zugrunde lägen. Nur so sei es möglich, eine affektive Bestimmtheit zu erzeugen, die viele Menschen unisono mit dem Ziel handeln lasse, in den Besitz bisher vorenthaltener Privilegien zu gelangen. An der Spitze der aufgehetzten Massen stehe immer ein Demagoge. Er sei es auch, der die wachsende Gruppenbildung, die die Voraussetzung für das Entstehen einer psychologischen Masse bildet, inszeniert, sie kontrolliert und dem die Beteiligten teilweise bis in die Winkel ihrer eigenen Persönlichkeit ausgeliefert seien.

Ausgehend von der These, dass Massen »der Spielball aller äußeren Reize, deren unaufhörlichen Wechsel sie widerspiegelt« ¹⁴ sind, sieht LeBon in ihrer Beeinflussbarkeit (suggestibilité) die größte Gefahr für die Gesellschaft und zugleich auch die Chance für den klugen Politi-

ker, das soziale Phänomen zu steuern. Dies bedeutet, dass der Franzose zwar nicht das Wort Propaganda verwendet, aber deren Intentionen und Funktionsmechanismen sowie deren potentielle Zielgruppen beschreibt. Darauf lassen nicht nur Begriffe, wie suggestibilité schließen, sondern auch Beschreibungen des Phänomens, wie:

»Die Stärke ihres Glaubens verleiht ihren Worten eine große suggestive Macht. Die Menge hört immer auf den Menschen, der über einen starken Willen verfügt. Die in der Masse vereinigten Einzelnen verlieren allen Willen und wenden sich instinktiv dem zu, der ihn besitzt.« ¹⁵

Zu den für die praktische Durchführung der Oktoberrevolution in Russland und die Propagandarbeit der KPR (B) wichtigen Aussagen LeBons zählt zunächst die Feststellung, dass schwindende Grundanschauungen innerhalb der bestehenden Ordnung die Voraussetzung für Revolutionen bilden. An ihre Stelle müssen neue, von den Massen akzeptierte Wertvorstellungen treten, die ihrerseits wiederum die Basis für die neue Gesellschaft bilden. Um neue Überzeugungen an die Stelle alter zu setzen, muss der Redner infolge »der leichten Erregbarkeit der Massen (...) starke Ausdrücke gebrauchen«, ¹⁶ die dem Auditorium imponieren. Auch solle auch darauf geachtet werden, dass unabhängig von den konkreten Inhalten, die

»den Massen auch suggeriert werden mögen, sie zur Wirkung nur kommen können, wenn sie in sehr einfacher Form aufzunehmen sind und sich in ihrem Geist in bildhafter Erscheinung widerspiegeln.« ¹⁷

Suggestion ist also nach LeBon die wichtigste Kunst, um die Massen zu regieren. Nicht zuletzt deshalb sei es notwendig, Behauptungen permanent und einstimmig zu wiederholen, um Ideen, Gefühle, Erregungen und Glaubenslehren zu verbreiten.

Im Prestige der Sache und des Führers sieht LeBon eine *conditio sine qua non*, um bestimmte Ziele zu verwirklichen. Beides reicht aber für einen dauerhaften Erfolg nicht aus. Im Hinblick auf den Status des Führers heißt es in seiner Schrift: »Für die Massen muß man entweder ein Gott sein oder man ist nichts«, ¹⁸ mit anderen Worten ausgedrückt, ohne ausgefeilten Personenkult sind die Massen nicht zu regieren. Darüber hinaus hob er hervor, dass es einer relativ kleinen Gruppe von Menschen, die sich in der Durchsetzung ihrer Ziele einig sei, gelingen könne, große Massen an sich zu binden.

Zu Lenins Massen- und Propagandatheorie

Lenin maß der Schrift LeBons offensichtlich große Bedeutung bei, denn sie gehörte nach Aussagen seiner Sekretärin zu den von ihm am häufigsten benutzten Büchern.¹⁹ Der Einfluss von »Psychologie der Massen« auf das Denken des russischen Revolutionärs wird in einem Vergleich der Schriften Lenins aus der Zeit von vor 1900 sowie während und nach seiner Emigration deutlich. Ein erstes signifikantes Beispiel der Anwendung der massenpsychologischen Theorie für die Vorbereitung und Durchführung der russischen Revolution ist die 1902 publizierte Schrift »Was tun?«. Sie hat im Unterschied zu Äußerungen Lenins von vor 1900 mit allen späteren Reden und Publikationen gemein, dass feststehende, leicht fassbare, stereotype und bilderreiche Formulierungen mit kurzen vereinfachenden Antworten auf komplizierte Fragestellungen verwandt werden. Wie in der Schrift ausführlich dargelegt, sollte der Masse auf diese Weise leicht einprägsam die Idee des Kampfes gegen die herrschende Ordnung und die Notwendigkeit des Sturzes letzterer vermittelt werden. Die verkürzten und einseitigen Darstellungen, die Lenins Gesamtwerk charakterisieren und die er auch immer wieder von den Parteimitgliedern einforderte,²⁰ bedingen, dass sich immer wieder unbewiesene, aber aus dem Kontext sich scheinbar logisch ergebende Behauptungen nachweisen lassen. Dieses Verfahren hatte LeBon als eine nützliche Methode für das Hineintragen von Gedanken in die Massen empfohlen.

Da letztlich alle Fragen auf ein entweder oder reduziert wurden wie z.B. Kapitalismus – Sozialismus; arm – reich; Ausbeuter – Ausgebeutete; Krieg – Frieden usw. konnten alte Behauptungen relativ einfach durch neue ersetzt werden, wenn sie vor der Wirklichkeit nicht standhielten. Eine tiefergehende Begründung für die neuen Propagandalinien war nicht notwendig, weil auch die neue Argumentationsbasis auf dem selben manichäischen Dualismus basierte. Deutlich wird dies wie etwa im Falle der Einführung der Neuen Ökonomischen Politik, nachdem der Kommunismus während des Bürgerkriegs das Land ökonomisch in den Ruin getrieben hatte.

Lenins Schriften und Reden sind von immer wiederkehrenden Bildern gekennzeichnet, die in der zeitgenössischen Agitation und Propaganda mit der Förderung der Karikatur und in den 20er Jahren des Films korrespondierten. Dieses Moment ist bis zu einem gewissen Grad sicher der bilderreichen russischen Sprache geschuldet. Dennoch fällt auch hier auf, dass die

Beschreibung von Bildern in den Leninschen Texten nach 1900 einen weitaus größeren Stellenwert haben als die vorherigen. Dieses Phänomen korrespondiert offensichtlich mit der Feststellung LeBons:

»Die Massen können nur in Bildern denken und lassen sich nur durch Bilder beeinflussen. Nur diese schrecken oder verführen sie und werden zu Ursachen ihrer Taten.«²¹

Ein weiteres Charakteristikum Leninscher mündlicher und schriftlicher Rhetorik ist die permanente »Enthüllung« von wirklichen oder scheinbaren politischen, sozialen bzw. ökonomischen Missständen. Gleichzeitig wurden all jene Formen des Protestes gegen die bestehenden Zustände unterstützt, die den eigenen Interessen dienlich waren. Das Publizieren von Schwächen des bestehenden Systems und das Propagieren des Kampfes gegen die existierenden gesellschaftlichen Zustände zielten offensichtlich darauf ab, die bestehende Ordnung und die überkommenen Vorstellungen in Frage zu stellen. Als einzige Alternative zu dem Bestehenden forderte Lenin immer wieder die proletarische Revolution, in deren Folge existierende Ungerechtigkeiten beseitigt und Gleichheit wie auch Wohlstand für alle eintreten würden. Vor dem Hintergrund der sozialen Not, in der viele Russen lebten, appellierten die Thesen von der neuen Gesellschaft bewusst an die Träume und Vorstellungen der Zielgruppe von einem besseren Leben. Mit der Theorie LeBons korrespondierte diese Rhetorik insofern, als dieser betonte, dass das Bedienen der menschlichen Einbildungskraft die Kunst des Regierens schlechthin sei.²²

Im Kontext dieser Übereinstimmung ist ein weiterer gemeinsamer Punkt in den Schriften Lenins und LeBons auffällig. Das gesamte Lebenswerk des Russen ist gekennzeichnet von einer fundamentalen und schonungslosen Kritik am Bestehenden sowie im Begründen neuer Normen und Wertvorstellungen. Wie bereits angedeutet, sah der Franzose in diesem Vorgehen zentrale Säulen für das Gelingen eines Umsturzes der bestehenden Ordnung durch die Massen.

LeBon betonte in einem eigenen Kapitel die Bedeutung des Führers für die Massen, die nur eine Herde sei, die sich ohne Hirte nicht zu helfen wisse.²³ Als Führer der proletarischen Bewegung baute sich Lenin nicht nur durch eine permanente Kritik an allen signifikanten sozialen, ökonomischen und politischen Zuständen auf, sondern auch mit einem schonungslosen Offenlegen von Schwächen seiner Gegner. Dazu zählten nicht nur deren persönliche Eigenheiten, sondern vor allem auch all jene Positio-

nen, die nach Meinung des Berufrevolutionärs von dem einzig gangbaren und wahren Weg zum Ziel einer neuen proletarischen Weltordnung ablenkten. Auf diese Weise untergrub er zumindest zeitweise die Autorität aller seiner Mitkämpfer und konnte im Gegenzug die eigene Position unangreifbar festigen. Zur Zeit des stalinistischen Terrors diente die Leninsche Kritik als Vorwand, um alle alten Bolschewiki, die im Umkreis Lenins gearbeitet hatten, hinzurichten. Stalin knüpfte später an das Vorgehen Lenins an. Er baute seine Position in der Öffentlichkeit u.a. dadurch auf, dass er nach dem Vorbild der Heiligenverehrung der russischen Orthodoxie einen Leninkult inszenierte, der das Denken und Handeln breiter Schichten in der Sowjetunion bis zum Beginn der 90er Jahre und teilweise auch noch danach prägte. Gleichzeitig setzte er sich permanent in Beziehung zu dem allwissenden Führer der Oktoberrevolution, so dass dessen Glanz auf ihn übertragen wurde.

Weitere Punkte der Übereinstimmung von der Massenpsychologie LeBons mit der Propagandatheorie Lenins bestehen in der zentralen Lenkung der Massen. Hier sind vor allem zwei Momente auffällig, die bereits erwähnte Notwendigkeit einer kleinen Führungsorganisation und die Rolle der Massenkommunikation. Spontane Aktionen gegen den Zarismus lehnte der Führer der KPR (B) ab, weil sie die Kampfkraft der gesamten Bewegung schwächen könnten. Deshalb bestand er auf der Durchsetzung einer zentralgeleiteten Organisation, der Partei neuen Typus, die er auf dem Parteikongress 1903 mit der Abspaltung der Bolschewiki begründet. Sie sollte die Führungsrolle innerhalb der Gesellschaft während und nach der Revolution übernehmen. Lenin definierte sie als bewussten und organisierten Vortrupp des Proletariats. Als höchste Form der Klassenorganisation war auszuweisen, alle übrigen Schichten und Gruppen im Kampf für eine neue Gesellschaft zu führen. Kandidatenzeiten und regelmäßige Überprüfungen der klassenmäßigen Einstellung sowie des Engagements der Mitglieder für die Partei sollten sicherstellen, dass die Avantgarde der Gesellschaft sich bedingungslos den Zielen ihrer Führung unterwarf und deren Forderungen durchsetzte.

Das moderne Pressewesen mit seiner Meinungsvielfalt verhindere nach Auffassung LeBons im gewissen Umfang das Wirksamwerden der Massen, weil sich die geäußerten Ansichten oft widersprechen und damit gegenseitig aufheben würden.²⁴ Lenin hatte bereits in der Verbannung 1899 eine Verbesserung der Pressearbeit der russischen Sozialdemokraten gefordert, ohne aber zu organisatorischen Fragen Stellung zu nehmen.²⁵ Im Exil, offensichtlich

nach dem Studium der Schrift LeBons, wurden die Aussagen des Russen wesentlich konkreter. Um den Effekt einer »Neutralisierung von Meinungen« zu vermeiden, forderte er nun, beginnend mit »Was tun?«, immer wieder eine zentralisierte Presse, die inhaltlich und thematisch den von der Parteiführung herausgegebenen Richtlinien zu folgen habe:

»Ausgangspunkt der Tätigkeit (muß) die Schaffung einer gesamtrussischen politischen Zeitung sein. Wir brauchen vor allem eine Zeitung; ohne sie ist jede systematische Durchführung einer prinzipienfesten und allseitigen Propaganda und Agitation unmöglich, [um] die vereinzelt, mittels persönlicher Einwirkung, örtlicher Flugblätter, Broschüren usw. betriebene Agitation durch jene verallgemeinerte und regelmäßige Agitation zu ergänzen, die nur mit Hilfe einer periodischen Presse möglich ist.«²⁶

Die hier formulierte Forderung hatte reale Auswirkungen in den ständigen Bemühungen Lenins, eine einheitliche Parteizeitung zu begründen. Als erstes Resultat erschien zunächst 1900 die »Iskra« bis nach mehreren gescheiterten Projekten am 5. Mai 1912 die »Pravda« zum Zentralorgan der Partei wurde. Zugleich legten alle Parteistatuten der Bolschewiki ab 1903 und später auch der KPdSU – jenen grundlegenden Dokumenten also, auf denen das Dasein der Partei und ihr Verhältnis zur Gesellschaft theoretisch basierte – fest, dass die Anleitung der Massenkommunikationsmittel immer von einem Mitglied des engsten Führungszirkels der Partei zu erfolgen habe. Die Mitglieder der Redaktion des Zentralorgans der Partei konnten nur vom Zentralkomitee berufen werden.²⁷

Inhaltlich korrespondierte die Presse weitgehend mit dem Aufbau der Schriften Lenins. Beide agitierten ständig im Hinblick auf konkrete Aktionen, Vorkommnisse und Enthüllungen. Das bedeutete eine hochgradige Selektion aus dem vorhandenen Material. Die Art der Argumentation ermöglichte, andere Probleme zu überdecken oder an den Außenrand der Betrachtung zu schieben. Ziel der Konzentration von Informationen auf wenige Eckpunkte war es, Handlungen und Reflexwirkungen mit dem Ziel der Umwandlung der Gesellschaft auszulösen.

Nicht nur wegen des hohen Anteils an Alphabeten in Russland, sondern auch, um die Wirkung des in Zeitungen und Propagandabroschüren Geschriebenen zu verstärken, sollten Agitatoren permanent das Gelesene erläutern und vertiefen. Die Kombination von schriftlicher und mündlicher Kommunikation zielte nicht nur auf die Verhinderung jeder Abweichung von der Generallinie, sondern hatte auch zum Ziel, möglichst den gesamten Kommunikationsraum mit den herausgegebenen Parolen und Forderungen zu besetzen. Die einseitige permanente Be-

einflussung sollte das individuelle Denken weitgehend paralisieren und zugleich die Bereitschaft zur Erfüllung der von der Parteiführung vorgegebenen Aufgaben erhöhen. Insofern kam der Zeitung eine doppelte Bedeutung zu, sie gab einerseits die Parteilinie vor und hatte andererseits als Stichpunktgeber für die Alltagskommunikation zu fungieren. Die den Zeitungen seitens der Bolschewiki beigemessene Bedeutung für den Aufbau der neuen Gesellschaft erklärt, weshalb im sowjetischen Rundfunk immer wieder Zeitungstexte Wort für Wort verlesen wurde.

Die organisatorische Festlegung über die Kontrolle der Presse hatte politische Konsequenzen. Vor 1914 wurden auf den unterschiedlichen Parteitagen immer wieder Resolutionen über die Presse verabschiedet. Unter der Zarenherrschaft war die Einführung der Pressefreiheit eine der wichtigsten Forderungen der Bolschewiki. Sie bildete die Voraussetzung, um im Land Agitation und Propaganda betreiben zu können. Diese Auffassung zur Meinungsbildung änderte sich jedoch grundlegend im Oktober 1917. Zu den ersten Maßnahmen, die im Smolny, dem Hauptquartier der Putschisten um Lenin, beschlossen wurden, gehörte die Einführung des staatlichen Anzeigenmonopols,²⁸ das die wirtschaftliche Selbständigkeit der Presse unterminierte. Formal wurde das von der Provisorischen Regierung unter Kerensky am 6. November 1917 verhängte Presseverbot unmittelbar nach dem Putsch wieder aufgehoben. In dem von Lenin unterzeichneten Dekret heißt es jedoch einschränkend – offensichtlich unter Bezug auf die Auffassungen LeBons – u.a.:

»Jedermann weiß, daß die bürgerliche Presse eine der stärksten Waffen der Bourgeoisie ist. In dem kritischen Moment besonders, da sich die neue Macht der Arbeiter und Bauern gerade erst festigt, ist es nicht möglich, diese Waffe ganz und gar in den Händen des Feindes zu lassen, weil sie in solchen Augenblicken nicht minder gefährlich ist als Bomben und Maschinengewehre.«²⁹

Die scheinbar wiedereingeführte Meinungsvielfalt wurde nicht nur durch die klassenmäßigen Bezüge, nach denen die Inhalte interpretiert wurden, eingeschränkt. Auch waren die im Dekret enthaltenen allgemeinen Bestimmungen juristisch nicht exakt definiert und konnten so beliebig ausgelegt werden. Angesichts der Bedeutung, die Lenin und mit ihm die Parteispitze der Presse beimaß, kann es nicht verwundern, dass trotz der im November 1917 garantierten Pressefreiheit bereits im Januar 1918 die ersten Presseverbote erlassen wurden. Am 3. Januar 1918 mussten in Petersburg acht große überregionale bürgerliche Zeitungen ihr Erscheinen für immer einstellen. Am Ende des gleichen Monats trat das Dekret über die revolutionären Presse-

tribunale in Kraft, das das Schicksal aller bürgerlichen Zeitungen in Russland besiegelte. 1919 wurden dann auch alle Blätter der Menschewiki verboten.³⁰

In der offiziellen Begründung für die schrittweise Zurückdrängung der Meinungsvielfalt verwies Lenin u.a. vor den Delegierten der III. Internationale darauf, dass das internationale und nationale Kapital die Presse nur im eigenen Interesse nutzen würde. Die gleiche Begründung zog er auch für das Verbot der Versammlungsfreiheit heran.³¹ Völlig unreflektiert blieb an dieser oder an anderer Stelle, dass auch die Arbeiter nur jene Presseerzeugnisse erwarben, die sie interessierten. Die Herausgeber mussten also die Interessen der potentiellen Käufer in jedem Fall berücksichtigen, wollten sie die Verlage nicht aus finanziellen Gründen aufgeben. Die hier erkennbare Vereinseitigung der Leninschen Aussagen und Anweisungen ist ein typisches Beispiel für die Art und Weise der interessegeleitete Argumentation des Revolutionärs. Der von Marx definierte und von Lenin übernommene Widerspruch von Kapital und Arbeit, musste als Begründung für die politischen Einschnitte in die persönlichen Freiheiten herhalten, ohne dass er auch nur im Ansatz von Theoretikern der Bolschewiki problematisiert wurde. Ausgehend von der Marxschen These interpretierte Lenin jede Form öffentlicher Kommunikation nur in klassenmäßigen und damit jeweils bestimmte Interessen bedienenden Bezügen. Die Massenkommunikation der bürgerlichen Gesellschaft diente danach ausschließlich der Legitimierung der Kapitalherrschaft mit all ihren Konsequenzen für die unterdrückten Klassen und Schichten. Entsprechend seien auch die Massenkommunikationsmittel in der Hand der Arbeiter dem Kampf und dem Sieg ihrer Klasse und deren Verbündeten unterzuordnen. Unter der Prämisse dieses manichäischen Dualismus konnten publizistische, künstlerische, architektonische u.a. Autonomie- und Freiheitsvorstellungen ebenso wenig angedacht werden wie eine politische Widerspruchskultur.

Dieses Grundverständnis von Kommunikation erklärt, dass Lenin sich – wie auch alle anderen Parteiführer nach ihm – bereits vor der Revolution in die Pressearbeit einmischte. Entsprechend seiner von LeBon übernommenen Überzeugung, dass die Zeitung ein kollektiver Organisator sein könne, gab er besonders nach 1917 immer wieder genaue Anweisungen, was und wie zu berichten sei. So heißt es etwa in »Die große Initiative«, die er in Auswertung der ersten kommunistischen Subbotniks – der unbezahlten Arbeit am Samstag – schrieb:

»Unsere Presse beispielsweise führt zu wenig Krieg gegen diese faulen Überbleibsel der verfaulten bür-

gerlich-demokratischen Vergangenheit, sie läßt den einfachen, bescheidenen, alltäglichen, aber lebendigen Keimen des echten Kommunismus zuwenig Unterstützung angedeihen.«

Und wenige Zeilen weiter heißt es, die Monotonie der sozialistischen Presse vorwegnehmend:

»Unsere Presse ist gar nicht oder fast gar nicht darum bemüht, die besten Speiseanstalten oder Krippen zu beschreiben, durch tägliches Drängen darauf hinzuarbeiten, daß einige von ihnen zu mustergültigen Einrichtungen ausgebaut werden, für sie Reklame zu machen und ausführlich zu schildern, welche Ersparnis menschlicher Arbeit, welche Bequemlichkeiten für die Konsumenten, welche Ersparnis an Lebensmitteln, welche Befreiung der Frau von der häuslichen Sklaverei, welche Verbesserungen der sanitären Verhältnisse bei einer mustergültigen kommunistischen Arbeit erreicht werden, durchaus möglich sind und auf die gesamte Gesellschaft, auf alle Werktätigen ausgedehnt werden können.«³²

Während Lenin auf der einen Seite betonte, positive Beispiele als Erziehungsfaktoren zu publizieren, forderte er auf der anderen Seite immer wieder, auch negative Entwicklungen öffentlich zu machen:

»Wo gibt es eine Schwarze Tafel für die rückständigen Fabriken, die nach der Nationalisierung ein Musterbeispiel des Verfalls, der Unordnung, des Rowdy- und Schmarotzertums geblieben sind? (...) Die Presse schweigt darüber. Und wenn sie darüber schreibt, so tut sie es im ›Amtsstil‹, auf bürokratische Weise, nicht wie eine revolutionäre Presse, nicht wie ein Organ der Diktatur einer Klasse, die durch ihre Taten beweist, daß der Widerstand der Kapitalisten und der an den kapitalistischen Gewohnheiten festhaltenden Schmarotzer mit eiserner Hand gebrochen werden wird.«³³

Die Kritik an Unzulänglichkeiten, die oft von Arbeiter- und Bauernkorrespondenten geübt wurde, hatte auch basisdemokratische Momente. Zum einen waren es Angehörige aus dem Volk, die ausgewählte Bereiche des sozialen Lebens kritisierten und zu denen sich die Verantwortlichen öffentlich äußern mussten. Die einzelnen Beiträge verkörperten demnach ein Stück »öffentlicher Meinung«. Zum anderen kontrollierten die Zeitungen, ob und in wie weit die genannten Mängel abgestellt wurden. Das bedeutete, dass über die Kritik etwas Positives bewirkt werden konnte, was die Bindung an die Medien durch die Rezipienten stärkte. Abgesehen davon, dass auch die Partei am Abstellen von Mängeln interessiert war, hoffte sie, durch die aktive Mitarbeit die gesellschaftliche Umgestaltung besser und effektiver umsetzen zu können. Zugleich boten die Beiträge ein Ventil, mit dessen Hilfe der Unmut über die dirigistische Medienpolitik kanalisiert werden konnte.

Die Einseitigkeit der Berichterstattung hatte zur Folge, dass in den Medien nur jene Aspekte

berücksichtigt wurden, von denen die Parteiführung annahm, dass sie für ihre Ziele nutzbar seien. Der äußere politische Druck diene den Verantwortlichen unter Verweis auf die Notwendigkeit konspirativer Tätigkeiten vor Ausbruch der Revolution immer wieder als anzuführender Grund, wenn der Bevölkerung erklärt werden sollte, weshalb man Informationen nur im beschränkten Umfang der Öffentlichkeit zugänglich machen könne. So betonte Lenin z.B. am Ende seiner Rede vor dem VIII. Parteitag der KPR (B):

»Als wir, nachdem wir die Bourgeoisie gestürzt hatten, der europäischen Bourgeoisie gegenüber treten mußten, da blieb in unserer Tätigkeit manches geheim, und in unserer Arbeit gab es Illegalität.«³⁴

Da jede Form des Meinungspluralismus untersagt war, hatten die jeweiligen Periodika von Anfang an bestimmte vom Politbüro vorgegebene Aufgaben zu erfüllen, von denen nicht abgewichen werden durfte.³⁵ Infolgedessen gab es zwar unterschiedliche Zeitungen und Zeitschriften, die aber nicht miteinander konkurrierten, sondern sich ergänzten. Völlig ausgeblendet blieben, soweit sie nicht der Bildung jenseits der Politik dienten, alle Momente von Unterhaltung, denn diese wurde – wie auch in Teilen der deutschen Arbeiterbewegung – als bürgerliches Ablenkungsmanöver vom Klassenkampf interpretiert:

»Wir müssen – und werden – die Presse aus einem Sensationsorgan (...) in ein Werkzeug ökonomischer Umerziehung der Massen verwandeln.«³⁶

Und ein Jahr später heißt es:

»Die führenden Zeitungen, vor allem die ›Iswestija‹ und die ›Prawda‹ müssen: a) den der Politik gewidmeten Teil einschränken und den Teil für die Produktionspropaganda erweitern; b) die gesamte Arbeit der Partei und der Sowjetinstitutionen in dem Sinne beeinflussen, daß mehr Kräfte für die Produktionspropaganda eingesetzt werden; c) bemüht sein, die Produktionspropaganda systematisch im gesamtstaatlichen Maßstab zu betreiben und großzügige Maßnahmen ausarbeiten, um sie zu entwickeln, zu verbessern und besonders ihre realen, praktisch erzielten Erfolge zu prüfen.«³⁷

Vor diesem Hintergrund hatten individuelle Bedürfnisse, die bereits LeBon den Massen abgesprochen hatte, keinen Platz.

Die letzten beiden Zitate verweisen darauf, dass die Medien nach Lenins Auffassung indoktrinieren und nicht bilden sollten, wenn man unter letzterem die Fähigkeit des Aufnehmens und des zusammenhängenden Verstehens von Informationen mit dem Ziel des politischen Gebildet-Sein versteht.³⁸ Das Akzeptieren von selektiver politischer Wahrnehmung musste unter diesem Gesichtspunkt schon im Ansatz ersticken. Die von Anfang an von der herrschenden

Gruppe im engsten Führungszirkel festgelegten Medieninhalte verzichteten unter diesen Bedingungen bewusst darauf, dass sowohl die Staatsbürger als auch die politischen Autoritäten im Rahmen einer öffentlichen medialen Diskussion über die vielfältigen Vorgänge im Land informiert wurden. Insofern konnte in der Öffentlichkeit weder über politische, ökonomische oder soziale Ziel- und Zwecksetzungen noch über Strukturanpassungen oder -verbesserungen auch nur ansatzweise diskutiert werden. Die veröffentlichten Informationen wirkten also auf das Gesamtsystem zurück, indem sie es bestätigten und als jene Aufgaben erfüllten, die ihnen die Partei zuwies. Diese bestanden vor allem in der vom Politbüro der KPR (B) propagierten Vorstellungen. Die Journalisten und Redakteure wurden unter diesen Voraussetzungen zu Parteiarbeitern und die Medien als Parteiinstitutionen auch zur Aufsichtsbehörde für den Staat.

Neben den Beiträgen der Arbeiter- und Bauernkorrespondenten, die unter Stalin allerdings ihre Funktion verloren hatten,³⁹ lieferten vor allem die unterschiedlichen Parteigremien und die allgegenwärtige GPU ihre teilweise kritischen und nach den eigenen Vorstellungen selektierten Informationen an die Führungsspitze. Auf die jeweiligen medialen Inhalte bezogen bedeutete dies auch, dass alle der Partei wichtig erscheinenden Themen zunehmend über eine einheitliche Ästhetik transformiert wurden. Zu deren sichtbarem Ausdruck gehörte der Schlagzeilen- und Kampagnenjournalismus sowie das Hervorheben von Einzel- und Kollektivleistungen. In der Folgezeit wurden diese Momente durch eine zunächst partielle und später völlige Simplifizierung von Kunst und Literatur, durch die Plakatkultur, das Tragen uniformierter Kleidungsstücke, die Demonstrationen züge u.a.m. ergänzt. Unter diesen Bedingungen wurden alle Medieninhalte, die sich der geforderten einheitlichen Ästhetik bedienten, selbst zu einer Ausdrucksform von Macht.

Lenins Verhältnis zum Rundfunk

Noch vor dem Ausbruch der Revolution hatten die Bolschewiki am 6. November 1917 die Petersburger Telegraphen-Agentur (PTA) besetzt, die als einziges russisches Nachrichtenbüro die Konzession für den Betrieb der internationalen Funkverbindungen erhalten hatte. Nach der Eroberung des Winterpalastes weigerten sich die Mitarbeiter der Agentur, für die Bolschewiki zu arbeiten. Sie wurden durch Soldaten und Matrosen ersetzt, die während des Krieges an Funkgeräten ausgebildet worden waren. Zeitweise waren die Revolutionäre deswegen von der Au-

ßenwelt weitgehend abgeschnitten. Die Beschaffung und die Weitergabe von Informationen wurde unter diesen Voraussetzungen zu einem Hauptproblem der Revolution. Man behielt sich zunächst mit Funkgeräten, die auf Schiffen installiert waren. So sendete die »Aurora«, die das Zeichen für den Aufstand gegen die provisorische Regierung gegeben hatte, die ersten Berichte über deren Entmachtung in den Äther. In der Folgezeit diente die von Matrosen besetzte Rundfunkstation auf der Insel Novaja Gollandija zur Verbreitung von Funksprüchen, die immer mit dem Vorspann »An Alle! An Alle! An Alle!« verbreitet wurden. Auf diese Weise wurden zunächst alle Dekrete der Partei und der neuen Regierung in das In- und Ausland übermittelt und auch die Friedensverhandlungen mit Deutschland eingeleitet. Da es nach der Übersiedlung der Regierung nach Moskau keine Kabelverbindungen gab, war die von Petersburg mitgebrachte Rundfunkstation zeitweise die einzige Möglichkeit der neuen Regierung, mit dem Ausland in Kontakt zu treten. Noch 1918 wurden spezielle Abhöreinrichtungen für den internationalen Funkverkehr in Betrieb genommen. Über sie erfuhr Lenin auch von dem Matrosenaufstand in Kiel am 3. November 1918, der den Ausbruch der von ihm ersehnten deutschen Revolution signalisierte.

Die Schwierigkeiten der Informationsübermittlung wurden durch den Bürgerkrieg und die Zerstörungen auf dem Gebiet der Infrastruktur noch verstärkt. Darüber hinaus fehlte es nicht zuletzt auch wegen der Blockade des Auslandes an Papier zum Druck von Zeitungen, Broschüren und Büchern. Im Juli 1919 mussten deshalb alle Zeitschriften ihr Erscheinen einstellen. Da es keine andere Möglichkeit gab, wurden die in Petrograd und später in Moskau abgesetzten Funksprüche von Funkstation zu Funkstation weitergegeben. Die für die Öffentlichkeit bestimmten Inhalte hängte man infolge Papiermangels als Wandzeitungen, die zum Teil auch nur kurz »Radio« genannt wurden, aus.⁴⁰ Hierbei handelte es sich vor allem um Dekrete und Verordnungen, die in der Hauptstadt und in den regionalen Zentren herausgegeben wurden.

Da die Sowjets eine Gesellschaft mit Hilfe einer von ihnen gesteuerten, zentralisierten Propaganda aufbauen wollten, galt der Durchbrechung der Informationsblockade ihre besondere Aufmerksamkeit. Die neuen Machthaber wählten mehrere Wege. Im Inland wurden aufgrund der hohen Zahl an Analphabeten und angesichts fehlender Materialien die Agitation und Propaganda auf der Basis der oralen Kommunikation organisiert. Darüber hinaus erhielten die Armeen unter der Leitung Trotzki's bevorzugt und kostenlos⁴¹ Zeitungen, um die Bauern in den

eroberten Gebieten für die Revolution zu gewinnen.⁴² Innerhalb des Landes gab die Moskauer Zentrale Anweisungen über die Verteilung der wenigen Geräte für Radiotelegraphie. Teilweise erteilte Lenin selbst Anweisungen über den Einsatz von Funkstationen an den Bürgerkriegsfronten.⁴³ Da ausländischen Journalisten das Arbeiten in Petersburg und Moskau weitgehend verwehrt blieb, übernahmen die von den Bolschewiki gegründete Telegraphenagentur ROSTA und die in der Komintern vereinigten Kommunistischen Parteien die Aufgabe, im Ausland über die Vorgänge in Sowjetrußland zu informieren. Beide verbreiteten gemäß des Leninschen Verständnisses von Massenkommunikation außerhalb des Landes überwiegend Agitations- statt Faktenmaterial.

Nachdem auch alle persönlichen Interventionen des Staatsführers zur Stabilisierung des Funkverkehrs erfolglos blieben, galt am Beginn der 20er Jahre seine besondere Aufmerksamkeit den Experimenten von Bontsch-Brujewitsch. Dieser beschäftigte sich in Nishni-Nowgorod intensiv mit Forschungen auf radiotechnischem Gebiet. Da Rußland zu diesem Zeitpunkt infolge der Blockade noch immer von der Außenwelt weitgehend isoliert war, bildeten diese Experimente nach Meinung Lenins die einzige Möglichkeit, um die Defizite in der Kommunikationsvermittlung zu überwinden. Deshalb ließ sich Lenin zweimal monatlich über den Verlauf der Arbeiten Bericht erstatten⁴⁴ und unterbreitete der Führungsspitze der Partei den Vorschlag, dem Erfinder aus einem Sonderfond 100 000 Goldrubel zur Verfügung stellen. Die mit der Geldüberweisung verbundene Auflage zielte auf eine Verbesserung der Empfänger und Lautsprecher.⁴⁵

Die Gründe für die Aufmerksamkeit und die großzügige Unterstützung des Radios, das er auch »als Zeitung ohne Papier und ohne Entfernungen«⁴⁶ bezeichnete, beschrieb Lenin am 19. Mai 1922 ausführlich in einem Brief an das Politbüro:

»Ich bin der Meinung, daß die Verwirklichung dieses Plans für uns eine unbedingte Notwendigkeit darstellt sowohl vom Standpunkt der Propaganda und Agitation besonders für die des Lesens und Schreibens unkundigen Massen der Bevölkerung als auch zur Übertragung von Lektionen. Angesichts der absoluten Untauglichkeit, ja sogar Schädlichkeit der meisten von uns zugelassenen bürgerlichen Professoren für Gesellschaftswissenschaften bleibt uns kein anderer Ausweg, als zu erreichen, daß unsere wenigen kommunistischen Professoren, die in der Lage sind, Lektionen über Gesellschaftswissenschaften zu halten, diese Lektionen für Hunderte von Orten in allen Gegenden der Föderation lesen.«⁴⁷

Für den Rundfunk verfolgte Lenin offensichtlich die gleichen Ziele wie bei der Presse, also die ausschließliche Unterordnung aller Inhalte unter die Interessen der Parteiführung. Letztere sollte die Medien einschließlich des Films⁴⁸ für die Agitation und Propaganda nutzen. Bezieht man schließlich auch die strenge, von Lenin persönlich veranlasste Buchzensur⁴⁹ in die Beobachtungen mit ein, so wird deutlich, dass er bestrebt war, alle Gedanken der Massen permanent im Interesse der Revolution und dem Aufbau der neuen Gesellschaft zu kanalisieren. In dem von den beiden engen Weggefährten Lenins, Bucharin und Preobraschinsky, 1919 geschriebenen »Das ABC des Kommunismus« heißt es zu dieser Problematik im Sprachgebrauch der Sowjetideologen:

»Der gesamte Mechanismus des Proletarierstaates [muß] der Sache der kommunistischen Propaganda dienen (...). Die staatliche Propaganda des Kommunismus wird letzten Endes zum Vernichtungsmittel jeder Spur bürgerlichen Bewußtseins und zur mächtigen Waffe für die Schaffung einer neuen Ideologie, neuer Gedankengänge, einer neuen Weltauffassung.«⁵⁰

Presse, Rundfunk, Film, Plakate und Bücher dienten demnach als Sozialisationsmedien der Massen, die infolge einer permanenten Agitation und Propaganda alle Vorgaben der Parteiführung verwirklichen sollten.

1921 wurden auf Straßen und Plätzen die ersten Schalltrichter zur Übertragung von Rundfunksendungen aufgestellt. Der Moskauer Sender begann im Dezember 1924, erste regelmäßige Sendungen auszustrahlen.⁵¹ In diesem Zusammenhang wurde beim ZK eine Radio-Kommission gegründet, die für die ideologische Überwachung der Sendungen zuständig war. Mit der Ausdehnung des Mediums fasste das ZK der KPR(B) am 10. Januar 1927 einen Beschluss, der die Parteikomitees verpflichtete, die Arbeit der »Stationen ihrer unmittelbaren Leitung zu unterstützen und sie so maximal zu agitatorischen und aufklärerischen Zwecken einzusetzen«.⁵² Verbreitet wurden die Sendungen nach wie vor primär über Lautsprecher, die an Straßen und Plätzen installiert waren. Der private Radiokonsum blieb dagegen lange die Ausnahme, weil die angebotenen Geräte, wie in einem ZK-Beschluss 1928 festgestellt wurde, von unzureichender Qualität waren. Darüberhinaus fehlte es an den notwendigen Serviceeinrichtungen zum Aufladen der Batterien bzw. zum Auswechseln der Akkumulatoren und für die Reparatur der Geräte.⁵³ 1930 gab es zwar 70 Rundfunksender mit überwiegend geringer Sendeleistung auf dem Territorium der Sowjetunion, aber nur 400 000 eingetragene Rundfunkhörer,⁵⁴ die überwiegend in den Städten lebten. In

den folgenden Jahren wurde vor allem der Drahtfunk ausgebaut. Im Unterschied zu den Radiogeräten konnte man hier nur einen, in der Regel den Lokal- oder Regionalsender empfangen.

Insgesamt zeigt die Geschichte der Oktoberrevolution und des Bürgerkriegs, dass die Medien und insbesondere die Presse eine bis dahin nicht gekannte Rolle bei dem Versuch spielten, die Bevölkerung ideologisch zu beeinflussen. Seit Lenins Schrift »Was tun?« bildete die Infiltrierung der Öffentlichkeit mit dem Gedankengut der Revolutionäre unter Führung Lenins einen der zentralen Punkte der Parteiarbeit vor und nach dem Oktober 1917. Die bis zu diesem Zeitpunkt unbekannt zielstrebige Bearbeitung der öffentlichen Meinung hatte ihre geistigen Wurzeln im Werk LeBons. Dennoch kann nicht übersehen werden, dass die Problematik des Umgangs mit den im Laufe des 19. Jahrhunderts herausgebildeten Massen eine der zentralen sozialen und politischen Fragen nicht nur in Russland, sondern in weiten Teilen Europas darstellte. Im engen Zusammenhang damit stand die Frage der Beeinflussung der Massen, die infolge der Abschaffung der Zensur- und Privilegienpraxis zunehmend an politischem Gewicht gewannen.

Die Bolschewiki um Lenin setzten nicht nur auf die oralen, sondern vor allem auf die schriftliche Kommunikation, um die Massen an sich zu binden. Nachdem die Bolschewiki die Macht erlangt hatten, wurde das Konzept ergänzt mit Terror und der physischen Vernichtung von Andersdenkenden. Die geistige Auseinandersetzung mit ihnen, wie sie zum Teil noch vor der Revolution stattfand, trat dabei zunehmend in den Hintergrund. »Der Klassenfeind« diente vor allem unter Stalin mehr und mehr dazu, eigene Zielvorstellungen durchzusetzen.

Eine Vielzahl von Parteibeschlüssen unter Lenin und Stalin zeigen, dass beide dem Rundfunk einen hohen Stellenwert für die Agitation und Propaganda einräumten. Die schwache Nachfrage nach Empfangsgeräten war möglicherweise auch den ideologisch einseitig ausgerichteten und inhaltlich wenig interessanten Inhalten einer Vielzahl von Sendungen geschuldet. Diese These ist aber aufgrund fehlender Daten zum Kaufverhalten und zur Einschaltquote nicht zubeweisen. Der großzügige Ausbau des Drahtfunks und die Installation von Lautsprechern in allen Neubauwohnungen unter Stalin diente sicher auch dem Ziel, über die schriftliche und mündliche auch die auditive Agitation und Propaganda zu verstärken, um den Einzelnen noch stärker an das System zu binden.

Anmerkungen

- 1 Wladimir I. Lenin: Politische Agitation und »Klassenkampf«. In: Lenin-Werke (LW) Bd. 5. Berlin 1966, S. 349.
- 2 Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1966-1918. Bd. 1. Arbeitswelt und Bürgergeist. München 1991, S. 817.
- 3 So heißt es bei LeBon im Eingangskapitel u.a.: »Auf den Ruinen so vieler, einst für wahr gehaltenen und jetzt toter Ideen, so vieler Mächte, die durch Revolutionen nach und nach gebrochen worden (...) schwanken und verschwinden (...) die alten Gesellschaftsstützen«. Und wenig später fährt er fort: »Vor kaum einem Jahrhundert bestanden die Haupttriebkkräfte der Ereignisse in der überlieferten Politik der Staaten und dem Wettstreit der Fürsten. Die Meinung der Massen galt in den meisten Fällen gar nichts«. Gustave LeBon: Psychologie der Massen. Mit einer Einführung von Dr. Helmut Dingeldey. Stuttgart 1964, S. 2.
- 4 Ebd.
- 5 Ebd.
- 6 Ebd., S. 2f.
- 7 Ebd., S. 7.
- 8 Ebd., S. 4.
- 9 Ebd., S. 5.
- 10 Ebd., S. 4.
- 11 Ebd.
- 12 Ebd., S. 3.
- 13 Ebd., S. 13.
- 14 Ebd., S. 19.
- 15 Ebd., S. 84.
- 16 Ebd., S. 30f.
- 17 Ebd., S. 39.
- 18 Ebd., S. 49.
- 19 Boris Baschanow: Ich war Stalins Sekretär. Frankfurt am Main / Berlin 1977, S. 98
- 20 Lenin forderte auch von den Agitatoren, sie sollten »zehn Worte in zwei zusammenfassen«. K. Kalaschnikow: Die Grundzüge der bolschewistischen Agitation. Berlin 1950, S. 33; vgl. auch: Wladimir I. Lenin: Was tun? In: LW Bd. 5. Berlin 1966, S. 423ff.
- 21 LeBon: Psychologie (wie Anm. 3), S. 44.
- 22 Ebd., S. 46.
- 23 Ebd., S. 83.
- 24 Ebd., S. 108.

- 25 Wladimir I. Lenin: Eine dringende Frage. In: LW Bd. 4. Berlin 1963, S. 219ff.
- 26 Wladimir I. Lenin: Was tun? In: LW Bd. 5. Berlin 1966, S. 504.
- 27 Georg Bunner: Das Parteistatut der KPdSU 1903 – 1961. Köln 1965, S. 107ff.
- 28 Dekret über die Einführung des staatlichen Anzeigenmonopols. In: Die sowjetische Presse in Dokumenten. Hrsg.: Karl-Marx-Universität, Fakultät für Journalistik. Leipzig 1963, S. 218f.; vgl. auch: Wladimir I. Lenin: Resolutionsentwurf zur Pressefreiheit. In: LW Bd. 26. Berlin 1961, S. 277f.; Rede zur Pressefrage. Ebd., S. 279ff.
- 29 Dekret über die Presse. In: Die sowjetische Presse (wie Anm.28), S. 217.
- 30 Artur Just: Die Presse der Sowjetunion. Methoden diktatorischer Massenführung. Berlin 1931, S. 23f.
- 31 Wladimir I. Lenin: I. Kongreß der Kommunistischen Internationale. In: LW Bd. 28. Berlin 1968, S. 474f.
- 32 Wladimir I. Lenin: Die große Initiative. In: LW Bd. 29. Berlin 1965, S. 418ff.
- 33 Wladimir I. Lenin: Über den Charakter unserer Zeitungen. In: LW Bd. 28. Berlin 1968, S. 87f.
- 34 Wladimir I. Lenin: VIII. Parteitag der KPR (B). In: LW Bd. 29. Berlin 1965, S. 149.
- 35 Vgl. u.a.: Wladimir I. Lenin: Brief an die Redaktion der Zeitung ›*Ekonomitscheskaja Shisn*‹. In: LW Bd. 33. Berlin 1966, S. 16; ders.: Über die Bedeutung des streitbaren Materialismus. In: Ebd., S. 214f.
- 36 Wladimir I. Lenin: Entwurf des Artikels »Die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht«. In: LW Bd. 27. Berlin 1960, S. 194. Diese und vergleichbare Äußerungen hatten langfristige Wirkungen. Noch 1965 heißt es in einem Aufsatz zur Massenkultur, unter die auch Unterhaltung subsumiert wurde, sie wirke »als geistiges Narkotikum, demoralisiert die Massen, erzeugt niedrigste Instinkte und verroht das Bewußtsein«; S. Gerschkowitsch: Was verbirgt sich hinter dem Begriff »Massenkultur«? In: Weimarer Beiträge Jg. 18 (1972), S. 154.
- 37 Wladimir I. Lenin: Thesen über Produktionspropaganda. In: LW Bd. 31. Berlin 1966, S. 398.
- 38 Vgl. Franz Ronneberger: Die politische Funktion der Massenkommunikation. In: Wolfgang R. Langenbacher: Zur Theorie der politischen Kommunikation. München 1974, S. 204f.
- 39 Artur Just: Die Presse der Sowjetunion. Methoden diktatorischer Massenführung. Berlin 1931, S. 103f.
- 40 Paul Roth: Sow-Inform. Nachrichtenwesen und Informationspolitik der Sowjetunion. Düsseldorf 1980, S. 51ff.
- 41 Da Lenin davon überzeugt war, dass in der neuen Gesellschaft das Geld seine Bedeutung verlieren würde, gab es in der Zeit des Kriegskommunismus eine Reihe von Produkten, die nicht bezahlt werden mussten. Allerdings konnte, wie auch im Falle der Zeitungen, die Nachfrage nicht sichergestellt werden.
- 42 Artur Just: Die Presse der Sowjetunion. Methoden diktatorischer Massenführung. Berlin 1931, S. 35f.
- 43 Vgl. Wladimir I. Lenin: An den Leiter der Geschäftsstelle des Rats der Volkskommissare. In: LW Bd. 35. Berlin 1966, S. 398.
- 44 Ders.: An E. Skljanski. In: LW Bd. 35. Berlin 1966, S. 448.
- 45 Ders.: An Genossen Stalin. In: LW Bd. 33. Berlin 1966, S. 348.
- 46 Ders.: An M.A. Bontsch-Brujewitsch. In: LW Bd. 35. Berlin 1966, S. 413.
- 47 Ders.: Briefe über die Entwicklung der Radiotechnik. In: LW Bd. 33. Berlin 1966, S. 346f.
- 48 Ders.: An das Volkskommissariat für Bildungswesen. In: LW Bd. 35. Berlin 1966, S. 459.
- 49 Ders.: An W.W. Worowski. In: Ebd., S. 408.
- 50 N. Bucharin/E. Preobraschensky: Das ABC des Kommunismus. Hamburg 1923, S. 238.
- 51 Otto Hoetzsch: Rußland und Osteuropa. In: Osteuropa Jg. 9 (1933), Nr. 1, S. 250.
- 52 Paul Roth: Die kommandierte öffentliche Meinung. Sowjetische Medienpolitik. Stuttgart 1982, S. 89.
- 53 Ebd., S. 90.
- 54 Fritz Runkel: Der russische Rundfunk. In: Osteuropa Jg. 5 (1930), Nr.5, S. 310.

»Ich habe immer versucht, die historische Erklärdimension in der journalistischen Arbeit nicht zu vernachlässigen«

Interview mit Gerd Ruge

Gerd Ruge wurde im August 1928 in Hamburg in einer Arztfamilie geboren. Seine Schulzeit hat er im Wesentlichen in zwei Internaten in Norddeutschland und Bayern verbracht. In einem Landschulheim erfuhr er vom Schicksal der Mitglieder der »Weißen Rose«. Die Frau des Schuldirektors war die Schwester von Christel Probst, die zum Kreis der »Weißen Rose« gehörte, die ihr Engagement gegen den Nationalsozialismus mit dem Leben bezahlte. Der 14-jährige Ruge war noch kein ausgeprägt politischer Mensch, aber die Mitglieder der »Weißen Rose« hat er »sehr bewundert«. Ihm war klar, dass der Nationalsozialismus »ein ziemlich schreckliches und gefährliches System war«.¹ Der 16-jährige Gerd Ruge wurde kurz vor Kriegsende zur Wehrmacht eingezogen. Die Einheit kam aber nicht mehr zum Einsatz und Gerd Ruge erlebte das Kriegsende in Dänemark. Ruge hörte ab 1944 auch den Deutschen Dienst der BBC. Hugh Carleton Greene, den späteren Chief Controller des Nordwestdeutschen Rundfunks (NWDR), kannte er mit seinen Kommentaren.

Ruge gehört zu einer Generation von Journalistinnen und Journalisten, die unmittelbar nach Kriegsende jung und politisch unbelastet waren und über die erste professionelle Ausbildungsstätte für Rundfunkjournalisten nach dem Zweiten Weltkrieg, der »NWDR-Rundfunkschule«, zum Nordwestdeutschen Rundfunk nach Hamburg kamen. In der Rundfunkschule und durch die praktische Tätigkeit für den NWDR lernte er das journalistische Handwerk kennen, aber auch die Maßstäbe und Werte eines Journalismus, für den die Kritik an Obrigkeiten, Regierungen und Parteien zum Kernbestand einer Radioarbeit in der Demokratie gehörte. Auf der NWDR-Rundfunkschule lernte Gerd Ruge ganz in der Tradition des amerikanisch-britischen Journalismus die gründliche Recherche sowie die Trennung von Nachricht und Kommentar. Die Liste der jungen Journalistinnen und Journalisten der »ersten Stunde« nach 1945 beim NWDR ist lang. Viele wurden durch die Rundfunkschule geprägt. Aber auch ohne den Besuch der Rundfunkschule waren viele junge Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des NWDR durch die britische Art des Journalismus und das Vorbild der BBC beeinflusst, u.a. Claus-Hinrich Casdorff, Julia Dingwort-Nusseck und Heinz Werner Hübner.

Ruges journalistische Arbeit für Hörfunk und Fernsehen, aber auch für die Tageszeitung »Die

Welt« machte ihn zum Berichtersteller und Kommentator von Ereignissen und Entwicklungen, die heute Gegenstand der zeitgeschichtlichen Forschung sind: die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Sowjetunion, die Umbrüche in der US-amerikanischen Gesellschaft in der Kennedy-Zeit, die Ostpolitik der Regierung Brandt/Scheel als Leiter des Studios des Westdeutschen Rundfunks (WDR) in Bonn und das Ende der Sowjetunion.

Der berufliche Werdegang des Journalisten Gerd Ruge vom Freien Mitarbeiter des NWDR 1946 bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1993 als Leiter des ARD-Studios in Moskau ist auf das engste verflochten mit der Geschichte des öffentlich-rechtlichen Rundfunks dieser Jahre: Er erlebte die Anfänge des NWDR, die Entwicklung des WDR zur größten ARD-Anstalt, den Aufbau der Auslandsberichterstattung in Hörfunk und Fernsehen, aber auch die Entwicklung von Fernseh-Regionalprogrammen.

Privat engagiert sich Gerd Ruge für die Menschenrechte, er ist Gründungsmitglied von Amnesty International in Deutschland, und seinen Namen findet man in der Jury des »Deutschen Menschenrechtsfilmpreises« für die Jahre 2002 und 2004.

Im Rahmen des Forschungsprojekts »Geschichte des Rundfunks in Norddeutschland« wurde am 19. Februar 2003 ein Interview mit Gerd Ruge geführt, das nachstehend dokumentiert wird.

Peter von Rüden, Hamburg

Anmerkungen

¹ Interview, 19.2.2003, unveröffentlichter Teil.

Biographische Daten

- geboren am 9. August 1928 in Hamburg
- besucht die Landerziehungsheime Marienau und Schondorf (Ammersee)
- 1946 besteht Ruge in Hamburg das Abitur
- er studiert an der Universität Hamburg Volkswirtschaft und Geschichte; arbeitet nebenbei für den NWDR
- Besuch der Rundfunkschule des NWDR

- 1948 holt ihn Hanns Hartmann als Redakteur zur NWDR-Sendestelle in Köln; Zusammenarbeit mit Werner Höfer
- 1950 wird Ruge als erster bundesdeutscher Journalist in Jugoslawien akkreditiert
- 1955 reist er im Gefolge von Bundeskanzler Adenauer nach Moskau
- 1956 wird er erster in Moskau akkreditierter ARD-Korrespondent
- ab 1959 leitet er ARD-Teams bei internationalen Konferenzen
- Anfang der sechziger Jahre gestaltet Ruge zusammen mit Heinz Huber die Fernsehdocumentationsreihe »Das Dritte Reich«
- von 1961 bis 1964 arbeitet Ruge als außenpolitischer Redakteur und übernimmt die Leitung der WDR-Abteilung Zeitfunk, in der er für Hörfunk und Fernsehen zuständig ist
- danach geht Ruge als ARD-Korrespondent nach Washington und berichtet bis 1969 über Amerika
- 1970 wird Ruge Chefkorrespondent und Leiter des WDR-Studios in Bonn
- nach einem Konflikt mit dem WDR verlässt er den Sender 1973 und berichtet drei Jahre lang als Korrespondent der Tageszeitung »Die Welt« aus Peking und Asien
- zwischen 1976 und 1977 schreibt Ruge an der Universität Harvard ein Buch über Asien
- 1977 wird er Hörfunkkorrespondent der ARD in Moskau
- 1981 ARD-Sonderkorrespondent für Lateinamerika
- ab 1981 leitet er die WDR-Magazine »Monitor« und »Weltspiegel« und ist ab 1984 zwei Jahre lang Chefredakteur des WDR
- 1987 kehrt er als Leiter des ARD-Studios nach Moskau zurück und arbeitet dort bis zu seiner Pensionierung 1993
- danach dreht er für den WDR unter dem Titel »Gerd Ruge unterwegs« Reisedokumentationen

Dokument

Peter von Rügen (PvR): Herr Ruge, was haben Sie an der Universität Hamburg studiert?

Gerd Ruge (GR): An der Universität wollte ich Volkswirtschaft und Geschichte studieren, aber dann habe ich schon nebenbei für den Rundfunk gearbeitet und wenig später kam die

Einladung der Rundfunkschule. Ursprünglich wollte ich Kunstgeschichte studieren. Meine Großtante hat immer gesagt: »Dafür muss man aber wohlhabend sein.« Dann habe ich mir eben etwas anderes ausgesucht. Journalist wollte ich erst mal nicht werden, aber ich habe beim NWDR angefangen, wo tolle Leute waren.

PvR: Wie sind Sie zum Nordwestdeutschen Rundfunk gekommen?

GR: Das müsste ungefähr 1946 gewesen sein. Ich war da aber noch nicht fest angestellt, sondern nur Freier Mitarbeiter und wurde zu einer Diskussion eingeladen, die Axel Eggebrecht leitete. Was ich da gesagt habe, hat ihm wohl gefallen. Sie haben gesagt, ich soll' mal mehr machen und ich habe mehr geschrieben. Dann kam dies' Angebot, auf die Rundfunkschule zu gehen, was eigentlich nicht ging, weil man 22 sein musste, ich aber war gerade 20. Hugh Carleton Greene hat gesagt, es interessiere ihn nicht, wie alt ich sei, ich solle da hingehen.

PvR: Greene war der britische Chief Controller des NWDR. Sie kannten ihn?

GR: Nein, ich kannte ihn eigentlich nicht. Ich wurde ein Mal zu ihm geladen, weil ich etwas über Reparationen und Demontage geschrieben hatte – ein heißes Thema damals. Es war eine Glosse über die Reparationen und Demontage im Alten Testament – durch den Vergleich ein bisschen abgehoben und ein bisschen frech. Da war der direkt zuständige britische Controller etwas ungehalten und Hugh Carleton Greene ließ mich kommen und sagte: »Das kann man nicht machen.« So etwas würde »Kontra-Propaganda« betreiben, aber andererseits sagte er: »Ist eigentlich ganz nett. Schreiben Sie mal weiter.« Greene war ein großer Mann, der hatte die Beine auf dem Tisch liegen und saß da hinter seinem Schreibtisch. Das war umwerfend. Und da hat er gesagt: »Gehen Sie doch auf die Rundfunkschule.«

PvR: Die Rundfunkschule war die erste professionelle Ausbildungsstätte für Rundfunkjournalisten nach dem Krieg.

GR: Dies war, glaube ich, der zweite Kurs, der vom NWDR gemacht wurde. Es waren außerordentlich interessante Leute, die uns dort eingeführt haben – teils in den Rundfunk, teils aber auch in die Zeitgeschichte und andere Probleme. Es waren sehr bedeutende Leute, abgesehen eben auch von den direkt journalistisch Arbeitenden wie Peter von Zahn, Axel Eggebrecht, Ernst Schnabel. Man kann sie gar nicht alle aufzählen, aber es war besser als die Universität.

PvR: War es auch Gegenstand der Ausbildung, die politischen Grundströmungen kennen zu lernen?

GR: Ja, es war ein Teil der Ausbildung, der auf Diskussionen und auf Zeitgeschichte angelegt war. Wir mussten uns auch mit Propagandisten aus der NS-Zeit aus dem Goebbels-Ministerium auseinandersetzen, bei denen wir dann etwas beunruhigt waren. Ich muss sagen, das war eigentlich eine sehr gute Schule. Die Konflikte mit dem Kommunismus und wie man sich da organisieren könnte, die auch in der Gesellschaft auftraten, wurden auch thematisiert. Das war für mich sehr wichtig.

PvR: Wie lief dieser Unterricht ab?

GR: Das eine war die Theorie. Es war allgemein, was ich jetzt beschrieben habe. Das andere war zwar immer noch theoretisch, betraf aber den Punkt Sendeformen. Was kann man alles machen? Und das dritte war die praktische Arbeit. Man musste selber Reportagen machen, Kommentare schreiben. Man konnte kleine Hörspiele machen, je nachdem, was einem am meisten lag.

PvR: Und dann mussten alle, nachdem Sie vier Wochen auf der Rundfunkschule waren, die Frage beantworten, was sie im Rundfunk tun möchten. Darf ich Sie zitieren aus dem Jahre 1947? »Was ich im Rundfunk tun möchte? Diese Frage ist so einfach. Sie scheint leider von Stunde zu Stunde komplizierter geworden zu sein. Als der Kurs anfang, wusste ich zwar nicht, was ich genau als Ziel hatte, aber ich war doch einigermaßen davon überzeugt, dass ich einiges könnte. Jetzt nach vier Wochen habe ich selbst diesen Glauben verloren.« Das heißt, Sie waren relativ unsicher, was Sie machen wollten?

GR: Ja, jedenfalls hatte ich nicht das Gefühl, dass ich nun mit dieser Rundfunkschule – ich wollte eigentlich zurück zur Universität – fertig wäre und damit irgendwo anfangen könnte. Es war eben die Frage für mich: Gehe ich wieder zur Universität zurück oder probiere ich es erst mal wieder beim Rundfunk? Da kam Hanns Hartmann, der damals Dozent der Rundfunkschule war und später Intendant in Köln wurde, und der wurde zu der Zeit Leiter dieser Sendestelle Köln des NWDR. Das war ein ganz kleines Unternehmen und der fragte, ob ich Lust hätte, als Redaktionsassistent anzufangen. Hartmann hatte einen neuen Mann gefunden, der sehr einflussreich war. Das war Werner Höfer, der sechs Wochen vorher angefangen hatte. Ich stand nun vor der Frage: Gehe ich aus Hamburg weg, wo ich bei der Familie was zu essen hatte? Aber in Hamburg waren es schon 750 Leute und in Köln waren es 40. Das hieß noch Sendestelle Köln des Nordwestdeutschen Rundfunks. Ich dachte mir, dass der Hartmann jemand ist, der da was draus macht. Und wenn nur 40 Leute da sind, dann kannst du auch selber etwas machen.

Dann habe ich mir gesagt, gehe ich eben nach Köln, was schwierig war.

Diese Stadt war unglaublich zerstört. Ich war nie so geschockt. Ich hatte Hamburg erlebt. Das war auch stark zerstört, aber Hamburg hatte doch noch eine lebende Innenstadt. Ich kam abends – es war schon dunkel – aus dem Hauptbahnhof raus. Da gingen sie auf langen Schrotthügeln, wo Straßen gewesen waren. Das waren die Fußwege. Alles um den Bahnhof war flach. Ich war dann doch erschreckt und ich dachte: »Mein Gott, wo bist du hingeraten!«

Die Sendestelle war ein leicht zerstörtes Haus in einem ziemlich zerstörten Viertel, im sogenannten Nachtjackett-Viertel. Und dann haben wir eben angefangen, Sendungen zu machen, es zu versuchen und auch immer mit dem gewissen Ehrgeiz, jetzt werden wir es diesen Hamburgern mal zeigen, denen was abnehmen. Es gab zuerst zweimal wöchentlich das »Westdeutsche Tagebuch« parallel zum »Echo des Tages« in Hamburg. Das war schon eine richtige, eine fabelhafte Sendung. Wir waren dagegen noch ganz provinziell. Der Höfer hat gesagt: »Komm, wir müssen mal was machen.« Es war einfach ein dauernder Konkurrenzkampf mit den Hamburger Kollegen. An einem Tag waren wir dran, am anderen Tag die in Hamburg. Wer nimmt was? Wer nimmt welche Story dem anderen schneller weg? Das hat mir Spaß gemacht.

PvR: Das ist ein Klassiker, diese Sendung, das »Echo des Tages«. Es war aber 1947/48 eine andere Sendung?

GR: Sie hat sich natürlich im Laufe der Jahre immer wieder gewandelt. Ich glaube, der Kulturanteil könnte damals höher gewesen sein, jedenfalls zeitweise. Aber es war im Grunde natürlich immer eine Zeitfunksendung, die das, was sich am Tage abspielte, widerzuspiegeln versuchte. Sie hatte manchmal sehr dramatisierte Akzente, wenn Herr Höfer sie gemacht hat. Auch sehr stark ironische Züge waren dabei. Die Nachrichten wurden fast kabarettistisch verarbeitet. Das ist dann wieder eingeschlafen und wieder stärker zu einer nachrichtenbetonten Sendung geworden. Es ging eigentlich hin und her. So ändern sich Sendungen.

PvR: Herr Ruge, wo kamen die Auslandsberichte im »Echo des Tages« in den 40er Jahren her? Von den Nachrichtenagenturen?

GR: Nein, sie kamen, natürlich angeregt durch die Nachrichtendienste, aber auch von älteren deutschen Journalisten, die nach der Emigration noch in London oder in Washington saßen. Dass jemand aus Deutschland irgendwohin reisen konnte, war ganz selten. Manche Meldungen haben wir – ehrlich gesagt – selbst gemacht oder frei geklaut. Wir haben, glaube

ich, sehr viel »Herald Tribune« ausgeschlachtet. Da waren farbige Geschichten drin als in den Agenturmeldungen – und die haben wir umgeschrieben. Höfer kriegte sämtliche Zeitungen, die am Bahnhofskiosk ankamen. Jeden Tag einen Riesenpacken an ausländischen Zeitungen, alle Sprachen – eben alles, was da war. Der lag dann auf dem Tisch und wurde verteilt. Jeder musste suchen, ob er da was Interessantes fand.

PvR: Welche Vorbilder gab es denn für die jungen Journalistinnen und Journalisten? War das die BBC in London? War es die britische Art, Journalismus zu betreiben?

GR: Also für uns hier, ja. In der amerikanischen Zone verhielt es sich ganz anders. Ich bin sehr früh nach London eingeladen worden und sechs Wochen bei der BBC gewesen. Wir hatten einen britischen Kontrolloffizier, der ein kluger Mann war und der uns auch persönlich bei der Programmarbeit geholfen hat, und der dann gesagt hat, ich solle mal nach England fahren. Das war natürlich prima und für uns damals fast unvorstellbar. Es war schon ein Grund, Journalist zu werden, weil man aus diesem Deutschland herauskam. Es gab gar keine Möglichkeit zu reisen, in Urlaub zu fahren sowieso nicht und auch sonst war es fast unmöglich, irgendwo hinzukommen. Das konnte man als Journalist machen und man konnte sehen, wie es anderswo ist, und das hat mich schon sehr gereizt. Das war für mich etwas außerordentlich Spannendes.

PvR: 1950 erhält Gerd Ruge ein Visum für eine Reise nach Jugoslawien. War das ein Zufall?

GR: Alles im Leben ist ein bisschen Zufall, wenn auch nicht ganz. Ich war bei der BBC gewesen und hatte mich abends als junger Mann an der Promenade, wo die Bars waren, herumgetrieben und ein ganz nettes Mädchen und ihre Clique kennen gelernt. Die hat mich dann zum Essen eingeladen – und es stellte sich heraus, dass sie die Tochter des amerikanischen Botschafters war. Und da habe ich einen älteren Herrn, schien mir zumindest so, der war auch schon 30, kennen gelernt, der während des Krieges von Churchill als Verbindungsmann mit dem Fallschirm über Jugoslawien bei den Partisanen abgeschmissen worden war. Wir kamen in ein langes Gespräch. Das ärgerte unsere Gastgeberin ein bisschen, weil wir uns so lange über Kommunismus in Europa und Deutschland unterhalten haben. Er sagte dann zu mir: »Sie müssen mal nach Jugoslawien fahren.« Das war kurz nach dem Bruch zwischen Tito und Stalin. Ich sagte: »Geht nicht. Das geht von Deutschland aus gar nicht.« Wieder in Köln bekam ich sechs Wochen später einen Anruf von der ju-

goslawischen Militärmission, die es in Düsseldorf gab. Die sagten: »Wir haben hier ein Visum für Sie.« Dann musste ich erst mal einen Pass kriegen. Es gab gar keinen deutschen Pass. Es war ein englisches, papierartiges Ding mit Lichtbild, das ich bekommen habe. Ich bin daraufhin zu Hartmann gegangen und habe gesagt: »Ich habe ein Visum für Jugoslawien.« »Was wollen Sie denn da?« Ich habe es ihm erklärt und er sagte: »Okay, gehen Sie zur Kasse, lassen Sie sich 10 000 Mark geben und fahren Sie los.« Und das war's. Dann bin ich losgefahren, war der erste Journalist, der in Belgrad akkreditiert wurde, und habe dort eine Weile für das Radio des NWDR-Köln gearbeitet. Es gab noch kein Fernsehen. Selbst Radio gab es für uns von Belgrad aus eigentlich nicht. Es wurde praktisch alles über Fernschreiber runtergetickert. Das haben die in Deutschland dann verlesen. Anders ging das noch gar nicht.

PvR: Konnten Sie denn über dieses innere System des jugoslawischen Kommunismus im NWDR berichten?

GR: Nur sehr begrenzt. Der NWDR hätte es gerne genommen, ich kriegte so etwas über den Fernschreiber auch gerade noch raus, aber man drang selber nicht in das Geheimdienstsystem, in das Regierungssystem ein, zu den Politikern vor. Man konnte eigentlich mehr beschreiben, wie sich das System auf die Menschen und auf das Leben der Menschen auswirkte. Das System selber, die Entscheidungen, auch die innenpolitischen Machtkämpfe, die damals noch zwischen den Pro-Stalinisten und den Tito-Leuten liefen, waren einem als Ausländer genauso verschlossen, wie sie es später auch lange Zeit in der Sowjetunion für mich waren. Es war zwar nicht mehr stalinistisch, aber das, was mich an Jugoslawien auch gereizt hatte, die Veränderung des Kommunismus, die sich da scheinbar anbahnte, verlief nicht so schön, wie ich es gehofft hatte. Also kam ich doch mit einem großen Abstand auch zum Tito-System zurück. Die Vorstellung, es wäre da eine neue, eine andersartige Form von Kommunismus möglich, habe ich nicht mehr geteilt.

PvR: Nun bleibt das nicht die erste Auslandsberichterstattung, die Sie machten. Sie waren dann auch in Korea und in China.

GR: Ja, dann war ich in Korea. Es wurde ein deutsches Feldlazarett nach Korea geschickt, und ich wollte da gerne hin. »Ihr müsst mich mitnehmen«, habe ich gesagt. Die UNO in Tokio hat mich dann als UN-War-Correspondent akkreditiert. Ich bekam eine richtige Uniform und konnte in Korea eigentlich machen, was ich wollte. Die meisten erfahrenen Korrespondenten waren Amerikaner, Briten und Franzosen. Wir waren drei junge Europäer, die als eine kleine

Bande durch die Gegend gezogen sind. Und wir haben uns in diesen Uniformen so durchgeschlagen.

PvR: 1955 besucht der damalige Bundeskanzler Konrad Adenauer Moskau. Es wird die Aufnahme diplomatischer Beziehungen und die Entlassung der Kriegsgefangenen verabredet. Sie waren mit Konrad Adenauer in Moskau. Weil Sie nach dem Abitur Russisch und Englisch gelernt haben, beschloss der NWDR: Der fährt mit.

GR: Ich musste schon ein bisschen rudern, damit ich in den Priesstross der Bonner Kollegen kam, ja. Ich hatte mal Englisch und Russisch auf einer Dolmetscherschule gemacht und konnte hauptsächlich Englisch, aber auch Russisch ganz gut. Dadurch war es ganz nützlich, mich mit Adenauer mitfahren zu lassen. Und es interessierte mich sowieso. Wir haben dann versucht, diese seltsame Geschichte zu beschreiben. Das waren auch dramatische Zeiten. Adenauer sagte vor der Abfahrt noch diesen klassischen Satz: »Ich komme mir vor, als ob ich in das Hauptquartier einer Räuberbande fahre.« Mit diesen Gefühlen kam er da in Moskau an. Es gab enorm dramatische Sitzungen zwischen ihm und Chruschtschow, die sich anschrien, zeitweise duzten, zeitweise Vorwürfe machten – ganz schreckliche Geschichten. Die Stimmung der deutschen Delegation war eigentlich: abbrechen und nicht weiterreden. Adenauer wusste, dass er das weiter machen musste und hat auch weiter verhandelt. Das haben wir dann auf unsere Weise erlebt. Wir standen vor dem Palais, wo oben die Verhandlung stattfand, und warteten, dass wieder jemand herauskam und uns erzählte, was da drinnen passierte. Dabei traf ich unten einen jungen russischen Kollegen, der genau mein Alter hatte und der gerne nach Bonn wollte. Wir haben gesagt: »Wenn sie diplomatische Beziehungen aufnehmen, dann müssen sie auch Journalisten austauschen.« Wir haben beide angefangen, an unseren Enden zu wühlen, und haben es auch beide hingekriegt, dass wir als erste Korrespondenten aus Westdeutschland beziehungsweise aus der Sowjetunion in der anderen Hauptstadt zugelassen wurden. Aber im Vorfeld hatten manche ARD-Intendanten dem WDR gesagt: »Das geht nicht. Sie dürfen Rüge nicht nach Moskau schicken. Dann kriegen wir die russische Propaganda noch über unseren eigenen Mann und auf unsere Kosten eingespielt.« Solche Schwierigkeiten gab es, aber Hartmann war stur und nach ein paar Wochen haben sie sich auch daran gewöhnt, dass es einen eigenen Korrespondenten mit eigenen Berichten aus Moskau gab.

PvR: Wie waren denn die Arbeitsbedingungen in Moskau 1955? Kam man wirklich an die harten Fakten ran?

GR: Wir hatten natürlich keinen Kontakt zu kommunistischen Politikern – sowjetische Politiker hatten keinen Kontakt zu Ausländern, selbst nicht zu den kommunistischen Korrespondenten von Humanité aus Frankreich oder Unita aus Italien. Aber wir hatten die Möglichkeit, am Rande der russischen Gesellschaft Leute kennen zu lernen. So habe ich auch Boris Pasternak kennen gelernt und das war natürlich ein großer Glücksfall für mich. Ich war ganz offiziell mit der Genehmigung des sowjetischen Schriftstellerverbandes zu ihm gegangen. Ich wusste nicht, was mich da erwarten würde. Es waren im Westen schon die Geschichten im Umlauf, dass er ein Buch geschrieben habe, das verboten würde und dass er in Schwierigkeiten sei. Das war »Doktor Schiwago«. Und dann stand er eben da auf dieser Küchentreppe seines Holzhäuschens und war ein fabelhafter Mann. Er war ein ganz großer Mann, der gleich einen Witz machte und zu mir sagte: »Sie sind der Korrespondent aus Westdeutschland? So jung und schon so verdorben?« Dann kamen wir in ein wunderbares Gespräch über Literatur und Bücher. Es ging fabelhaft. Später habe ich ihn eben öfter wieder besuchen können, meistens sonntagnachmittags, wenn er viele Gäste hatte. Man kam auch mit diesen Leuten ins Gespräch. Das war für mich enorm als Fenster in einen anderen Teil der russischen Welt, der uns sonst völlig verschlossen geblieben wäre. Man kriegte eben doch so ein Gefühl dafür, was los war, auch wenn man keine Informationen bekam. Niemand hat gewusst, was die im Politbüro beschließen. Das war auch für Russen nicht feststellbar.

Wir hatten natürlich eine furchtbar strenge Zensur und Überwachung durch den KGB. Man wurde dauernd abgehört und verfolgt und dergleichen mehr. Wir mussten alles, was wir geschrieben hatten, beim Zentraltelegraphen abgeben, und es wurde eingestrichen. Wir konnten zwar schon über das Telefon unsere Berichte durchgeben, aber das wurde sofort gekappt, wenn man etwas sagte, was nicht der Zensur entsprach. Man konnte einen relativ langen Artikel schreiben und wenn die Zensur den genehmigte, war es mein Recht, nicht alles zu bringen und etwas rauszustreichen. Wenn man dann zwei oder drei Absätze aneinander zog, ergaben sie plötzlich einen verständlichen Zusammenhang, der vorher untergegangen war. Man hat natürlich immer alle möglichen Tricks gehabt und manchmal was geschafft, aber manchmal war es eben auch fast unmöglich, auf direktem Wege durchzukommen. Manchmal musste man jemanden finden, der ein Tonband oder ein Manuskript mitnahm. Das bedeutete eine Verzögerung.

rung von ein bis zwei Tagen. So musste man sich durchschlagen.

PvR: Wie haben Sie sich in so einer Situation informiert?

GR: Man musste überall hingehen, wo man hingehen durfte, zum Beispiel in Betriebe. Da bekam man zumindest einen Eindruck von der Stimmung, von dem, worüber die redeten und auf welches Thema die von selber kamen. Ich habe in meinem Leben nie wieder so viele Fabriken besichtigt, höchstens noch mal später in China. Das andere war, dass man die ganzen Provinzzeitungen zu lesen hatte. Ich hatte eine Sekretärin, die das für mich machte. Die war sehr lieb, leider völlig unpolitisch und begriff eigentlich nichts. Ich wusste besser Bescheid, was in der Sowjetunion passierte als sie. Aber sie war insofern ganz angenehm, weil sie keinen ideologischen Auftrag hatte oder ihn jedenfalls nicht umsetzen konnte. Das Einzige, was meine Sekretärin mit tödlicher Sicherheit rauskriegte, war, wenn irgendein Parteisekretär wegen Unzucht, Bestechung oder sonst wie in Schwierigkeiten kam. Das sammelte sie sofort, weil sie dachte, dass es das ist, was dieser Ausländer will. Das wollte ich nicht immer unbedingt. Aber die lokalen Probleme, die dort behandelt wurden, trafen im Grunde allgemein für die sowjetische politische Entwicklung zu. Das konnten wirtschaftliche sein, das konnten politische Auseinandersetzungen sein, Auseinandersetzungen über das Rechtssystem. Das war schon eine wichtige Quelle.

PvR: 1955 wird der NWDR aufgelöst. 1956 starten die Nachfolgeanstalten NDR und WDR. Der Redakteur dieses Westdeutschen Rundfunks Gerd Ruge macht zusammen mit dem Süddeutschen Rundfunk ein erstes großes dokumentarisches Projekt über den Nationalsozialismus, über die Geschichte des Dritten Reiches. Sie waren der Redakteur im WDR?

GR: Ja, ich war der Redakteur, den der WDR stellte. Die Hauptarbeit, muss man ehrlich sagen, hat Heinz Huber, ein großartiger Dokumentarmensch, in Stuttgart gemacht. Die Interviews in den Folgen über Widerstand und Judenverfolgung habe ich alle gemacht und Hintergrundanalysen bei verschiedenen Instituten im Ausland eingeholt. Das war mein Anteil.

PvR: War das die erste große Anstrengung des noch relativ jungen Fernsehens, diese deutsche Geschichte aufzubereiten?

GR: Das war das erste Projekt dieser Art. Diese Art der Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte und mit der Nazizeit speziell, mit ihren einzelnen Aspekten, hatte es vorher nie gegeben und bedeutete einen tiefen Durchbruch. Nun gab es damals noch keine Konkurrenz. Das ZDF existierte noch nicht. Wir hatten

Einschaltquoten, die monumental waren, wenngleich viele Leute in den Meinungsumfragen, die mitgeliefert wurden, meinten: »Das ist gemein. Das ist alles gar nicht wahr.« Aber wir dachten immer, solange sie es sich angucken, können sie auch ruhig schimpfen. Für manche Leute waren es auch tiefe persönliche Erschütterungen, mit dieser Nazizeit konfrontiert zu werden, mit ihrer Lebenszeit, mit den KZs, auch mit dem Krieg, mit dem Widerstand und dergleichen mehr. Allein weil es ein so großes Stück war, war es für die Fernsehgeschichte jener Zeit schon wichtig. Aber es war eben auch der erste Ansatz, tatsächlich das aufzugreifen und zu präsentieren. Es war enorm schwierig, das Material dafür zu finden. Wir haben Recherchen machen müssen, weil einfach kaum Bücher dazu vorlagen. Man hat Wochenschau-Archive gefunden, die irgendwelche Leute am Ende des Krieges in Berlin mit zwei Lastwagen geklaut hatten und die irgendwo lagen, die man auffinden und suchen musste, um Material zu bekommen. Auch Material aus Italien, das wir nicht kriegen sollten, weil die italienische Regierung verbot, dass wir Material über den Faschismus geliefert kriegten. Das wurde uns dann so über den Brenner zugeschoben. Das war schon eine außerordentlich spannende Arbeit und damals außerordentlich wichtig, glaube ich.

PvR: Sie haben auch bei »Hier und Heute«, dem Fernsehregionalmagazin aus Köln, mitgearbeitet. Das war ein Pionier der Regionalberichterstattung.

GR: Ja, aber es war im Grunde Höfers Sendung. Die lief aber schon, als ich aus Moskau wiederkam. Ich habe dann dort mitgearbeitet und war später auch Leiter Hörfunk- und Fernsehen dieser diversen regionalen Sendungen, unter anderem auch für »Zwischen Rhein und Weser« und »Hier und Heute«, die beide übrigens politisch enorm wichtig waren für das Land Nordrhein-Westfalen. Ohne diese Sendungen gäbe es eigentlich ein Gefühl für dieses Land Nordrhein-Westfalen gar nicht. Die Sendungen haben den Leuten damals zum ersten Mal klar gemacht, dass zwischen Weser und Aachen ein gemeinsames Land war und dass man sich für das Land interessieren sollte, Interesse haben sollte für das, was in Münster passiert, auch wenn man in Bonn lebt – eben »Zwischen Rhein und Weser«. »Hier und Heute« war die Fortsetzung im Fernsehen.

Die Berichterstattung über Nordrhein-Westfalen, was ein großes Land ist, war enorm schwierig aber eben wichtig, weil auf diese Weise tatsächlich über den Rundfunk und dann über das Fernsehen so ein Nordrhein-Westfalen-Gefühl erst geschaffen wurde. Das Land war vorher ziemlich ruppig von den Briten zusammenge-

nächt worden. Ich musste damals als Leiter der Zeitfunksendungen auch immer nach Münster, nach Westfalen fahren. Herr Hartmann schickte mich da noch hin. Der sagte: »Sie müssen dahin. Sie können doch plattdeutsch.« Und ich konnte plattdeutsch, aber natürlich kein westfälisches Platt. »Das ist völlig egal, sprechen Sie mal ein bisschen plattdeutsch, dann sehen die, dass der WDR nicht nur ein Kölner Sender ist.«

PvR: In den Jahren von 1961 bis 1964 waren Sie Leiter der aktuellen und regionalen Programme Hörfunk und Fernsehen. Das gibt es heute kaum noch, dass bimedial gearbeitet wird. War das eine spannende Zeit?

GR: Das war sehr schön. Ich habe es gern gemacht. Ich habe es auch, als ich in Washington Korrespondent war, noch relativ lange durchgezogen. Zu der Zeit hatte man noch die Möglichkeit, neben Fernsehberichten eben auch längere Sachen im Rundfunk zu machen. Das waren nicht eineinhalb Minuten. Man konnte einmal in der Woche aus Amerika einen Zehn-Minuten-Bericht im Hörfunk richtig aufbauen. Das war sehr schön und erschien mir als zusätzliche Möglichkeit zum Fernsehen, das eben doch in vieler Hinsicht damals noch technisch beschränkt war, auch sehr wichtig.

PvR: Amerikakorrespondent waren Sie von 1964 bis 1969. Ganz andere Erfahrungen als in Russland haben Sie da gemacht. Was war für Sie bei dieser Amerikaberichterstattung wichtig?

GR: Das war auch in der amerikanischen Geschichte eine ganz ungewöhnliche Zeit. Ich war schon vorher mal da gewesen, hatte eine Reihe guter Kontakte zu den Leuten, die später die Bürgerrechtsbewegung organisiert haben, und in Washington zu jüngeren Leuten, die zur Kennedy-Verwaltung gehörten. Das war für mich das politisch Spannende. Das andere war, dass wir in der Zeit eine große Kulturrevolution erlebten. Ich habe versucht, zu berichten, was auch außerhalb von Washington in diesem Amerika passierte. Man musste auch ein bisschen korrigieren. In Deutschland war eigentlich noch das Bild der Eisenhower-Zeit als einem sehr gesetzten, wohlhabenden, ausgeglichenen Amerika ohne Krisenherde oder große Spannungen erhalten geblieben. Dann brach das ganz natürlich mit den Ermordungen von John F. Kennedy, Robert Kennedy, Martin Luther King zusammen. Man musste zuerst versuchen, den Deutschen klar zu machen, dass dies Eisenhower-Bild von Amerika, was Peter von Zahn wunderbar gezeichnet hatte und was in der Zeit, in der er es machte, auch enorm wichtig und richtig war, eigentlich nicht mehr ganz stimmte. Man musste den Leuten sagen, die noch aus der Eisenhower-Zeit kamen: »So schön ist Amerika also auch nicht, sondern es

sind folgende Knackpunkte und Krisenentwicklungen, die kommen werden und mit denen man rechnen muss.« Man musste den Deutschen später auch ein bisschen sagen: »So verrückt, so gewaltbesessen und wild sind die Amerikaner auch nicht.« Man musste versuchen, immer wieder ein bisschen das Bild zu korrigieren, weil die Bilder, die man von der aktuellen Politik rüberbringt, lange nachwirken. Und das Eisenhower-Bild wirkte noch lange, als Eisenhower schon nicht mehr Präsident war. Die Bilder eines ganz unruhigen sich verändernden Amerikas wirkten in Deutschland und Europa noch nach, als Amerika unter Nixon wieder in eine fast schon bedrückend starre Zeit eingetreten war. Da muss man als Korrespondent immer sehen, dass man versucht, diese verschiedenen Zeitsprünge ein bisschen auszugleichen. Ich finde, als Korrespondent muss man versuchen zu erklären, was passiert und warum es passiert und was man zu Hause davon erwarten muss. Dazu braucht man diese Elemente.

PvR: In dieser Zeit, 1967 soll das gewesen sein, hatten Sie das Angebot, ein Hierarch zu werden. Sie hatten das Angebot, Chefredakteur beim NDR-Fernsehen zu werden.

GR: Ja, das ist richtig. Ich hatte zwei Angebote. Bei dem ersten – ich glaube 1963 – ging es nicht um die Position eines richtigen Hierarchen, aber ich wurde plötzlich von den Intendanten der ARD in einer Nacht- und Nebelaktion zum Chefredakteur der ARD gewählt, was es vorher nicht gab. Das war, bevor ich nach Amerika ging. Ich sollte aber nicht in Bonn sitzen, da das zu nah an Köln lag, sondern nach Bayern gehen, regelmäßig die Intendanten über Defizite im Programm und ähnliches unterrichten. Ich habe mir das drei Tage angeguckt und festgestellt, dass ich kein Chef, kein Redakteur bin, und habe das aufgegeben und die Amerikageschichte gemacht. Auch Hartmann, der damals Intendant war, fand meine Entscheidung ganz vernünftig. Das war sozusagen der erste Fehltritt auf dem Wege in die große Karriere. Das zweite Angebot war die Möglichkeit, Chefredakteur beim NDR zu werden. Da habe ich sehr lange geschwankt. Das ist eigentlich bis zur letzten Minute eine sehr schwierige Entscheidung für mich gewesen, es nicht zu wagen.

PvR: Was hat letztlich den Ausschlag gegeben, dass Sie diese ehrenvolle Berufung abgelehnt haben?

GR: Es war die Überlegung, was ich sonst noch machen kann. Ich konnte immer noch in Washington bleiben, wo es spannend war, und dann hat mir Klaus von Bismarck, der Intendant in Köln, gesagt: »Wenn Sie bei uns bleiben, dann können Sie in zwei, drei Jahren nach Bonn gehen.« Das passierte dann auch. Das war eine

Möglichkeit, die mich mehr interessierte. Beides waren Arbeiten, bei denen ich eben nicht so sehr am Schreibtisch und in Personalpolitik verstrickt war, aber ich habe sehr lange geschwankt, muss ich ganz ehrlich sagen. Das war eine der wenigen richtig schweren Entscheidungen. Letztlich hat die Überlegung, dass ich doch lieber selber im journalistischen Feld arbeiten würde und mich in Gottes Namen mit Chefredakteuren rumschlage, den Ausschlag gegeben. Als Chefredakteur hätte ich mich mit Journalisten in den Redaktionen rumschlagen müssen.

PvR: 1970, Sie haben es schon angedeutet, werden Sie Leiter des WDR-Büros in Bonn und machen wesentliche Berichterstattung für die ARD aus der Bundeshauptstadt. Sie haben praktisch die gesamte Ostpolitik der damaligen sozialliberalen Koalition in dieser Funktion begleitet.

GR: Ja, dargestellt, interpretiert, kommentiert.

PvR: Das war eine wichtige Phase der deutschen Nachkriegsgeschichte. Waren Sie auch parteiisch?

GR: Ja, es war eigentlich ganz klar, dass ich für die Ostpolitik der Regierung war, wenn auch nicht in jedem Detail. Es gab auch Phasen, in denen man manchmal gar nicht wusste, was passierte, aber grundsätzlich war ich dafür und das habe ich auch gesagt. Ich habe es nie agitatorisch gesagt, aber ich habe immer klar gesagt, dass das meine Meinung war. Bei manchen anderen innenpolitischen Fragen hatte ich kein solches Bekennerbedürfnis.

PvR: Man könnte vermuten, dass in dieser Phase der innenpolitischen Auseinandersetzungen, die außerordentlich heftig war, Sie als Leiter des ARD-Büros in Bonn unter besonderer Beobachtung der Parteien standen? Gab es Proteste gegen das, was Sie gemacht haben?

GR: Sicher auch und es gab immer die Leute aus den Parteizentralen, die mit langen Listen ankamen: »Herr Sowieso von der Opposition ist gestern mit 45 Sekunden, wir aber nur mit 42 Sekunden dargestellt worden.« Das war manchmal ziemlich haarig, hat mich auch sehr geärgert und mir zum Teil den Spaß verdorben. Ich habe aber versucht, das einigermaßen fair zu machen. Ich hatte auch kürzlich mal auf einem Empfang das Glück, da kam ein Herr auf mich zu, der damals in der CDU-Zentrale war, und sagte: »Ich habe mir das mal überlegt. Eigentlich haben Sie uns doch ganz fair behandelt.« Der hat natürlich früher immer auf uns geschossen.

PvR: Ende 1972 verlassen Sie überraschend den WDR und werden Korrespondent der Ta-

geszeitung ›Die Welt‹ in Peking. Da gab es einen Konflikt, glaube ich, der das ausgelöst hat?

GR: Es gab eine ganze Reihe von Konflikten. Einer war der, den ich eben schon angesprochen habe. Dieses dauernde taktische Kämpfen in Bonn mit den Parteien, das dann wieder im Hause durchzusetzen und ähnliches hat mich schon sehr genervt. Ich hatte eigentlich die Lust verloren. Die Ostpolitik war auch durch und ich muss ehrlich sagen, dass auch das sicher ein Punkt war, warum ich mich leichter verabschieden konnte.

Außerdem hatten wir einen Streit über einen großen Chinafilm, den ich gemacht hatte, bei dem, was zu der Zeit in der ARD sehr unüblich war, plötzlich ganz strenge Zeitregeln angehängt wurden. Es mussten also vier Minuten gekürzt werden und da habe ich gesagt: »Dann lassen wir das eben.« Er ist aber in gekürzter Fassung gesendet worden. Das war nun wieder ein Segen für mich, denn gekürzt wurde eine Einleitung, in der ich sagte: »Wir sind jetzt mehrere Wochen in China gewesen, aber eigentlich wissen wir gar nicht, was passiert. Wir können gar nicht beurteilen, was die Kulturrevolution an Opfern kostet oder was an Unterdrückung stattfindet. Das entzieht sich unserem Bild, aber wir zeigen das, was man sehen kann.« Das hatte der WDR weggeschnitten und die Chinesen waren nachher von dem Film ganz begeistert. Als ich mir überlegte, was ich dann machen möchte, habe ich gedacht, gehe ich doch als Korrespondent nach China. Und da sie diesen ersten Teil der kritischen Bemerkung nicht mitbekommen hatten, haben Sie gesagt: »Okay, Sie können jederzeit ein Visum bekommen, wenn Sie nicht für Fernsehen oder Rundfunk kommen. Sie müssen sich eine Zeitung suchen.« Alle waren besetzt. ›Die Welt‹ war sozusagen noch frei und ich habe gesagt: »Dann gehe ich eben für euch dahin.« Das war auch in Ordnung. Ich habe mit der Redaktion der ›Welt‹ in der Chinaberichterstattung keine großen Schwierigkeiten gehabt. Das wäre in Washington sicherlich schwieriger gewesen, aber Peking war weit weg. Einerseits waren sie theoretisch für die Wiedervereinigung und andererseits waren sie auch mit den Russen überquer. Ich erlebte eigentlich keine Einflussnahme seitens der Redaktion der ›Welt‹ in Hamburg oder von Springer selber.

PvR: Ab 1977, in einer Zeit, in der sich das Fernsehen eigentlich schon als wichtigstes Medium etabliert hatte, waren Sie Hörfunkkorrespondent in Moskau. Haben Sie gerne wieder für den Hörfunk gearbeitet?

GR: Ja, ich habe in Moskau so gerne für den Hörfunk wie in China für die Zeitung gearbeitet. In beiden Ländern war es noch außerordentlich schwer, für das Fernsehen zu arbeiten. Irgend-

etwas zu filmen, was eindringlich Entwicklungen erklären konnte, war schon ein Kraftakt und sehr viel schwieriger als die Hörfunkarbeit. Bei der hatte man den größeren Spielraum und das war sehr schön. Man hatte eben auch keine große Logistik mitzuschleppen. Man war auf sich allein gestellt, konnte reisen und ich konnte genug Russisch, um zumindest für einen Sowjetbürger gehalten zu werden. Sie hätten mich für einen Letten oder einen Esten gehalten, die auch mit Akzent sprachen. Also da konnte man in das Leben besser hereinkommen, als wenn man immer mit einer Fernsehkamera hätte arbeiten müssen. Das waren schon Kraftakte, die die Fernsehkollegen da hinlegen mussten.

PvR: Haben Sie in beiden Medien gleich gerne gearbeitet oder gibt es eines, von dem Sie sagen würden, wenn Sie sich hätten entscheiden müssen, hätten Sie sich für dieses oder jenes Medium entschieden?

GR: Ich hätte mich wohl doch für das Fernsehen entschieden als das letzten Endes eindringlichere Medium, so sehr mich die Hörfunkarbeit immer gereizt und mir immer Spaß gemacht hat, zumal man sie eben ohne Logistik machen kann. Da ist ein Notizblock und ein Telefon die Arbeitsgrundlage, was natürlich fabelhaft ist. Beim Fernsehen ist im Grunde genommen doch 50% bis 60%, von dem, was man macht, Logistik und Vorbereitung. Trotzdem würde ich Fernsehen gewählt haben, weil es die größeren Möglichkeiten hat, den Leuten etwas zu zeigen, sie zu interessieren, sie hineinzuziehen in Entwicklungen in der Welt und im eigenen Lande und um sie direkter anzusprechen. Beim Hörfunk ist die Chance des Reflektierens höher oder war sie zumindest in einer Zeit, in der wir noch etwas längere Stücke im Hörfunk gemacht haben.

PvR: 1981 werden Sie Fernsehsonderkorrespondent.

GR: Das war so eine schwierige Geschichte. In der ARD Sonderkorrespondent zu sein, ist kein Zuckerschlecken. Es klang sehr schön und ich hatte mir das auch sehr schön vorgestellt, aber dann habe ich gemerkt, dass ich die Schwierigkeiten innerhalb der ARD unterschätzt habe. Ich habe lange Geschichten über Kuba, die USA, Zentralamerika gemacht, die praktisch kaum gesendet worden sind und schließlich im Dritten Programm landeten, weil ein Teil der Welt dem NDR, ein Teil dem Südwestfunk und dem WDR gar kein Teil gehörte.

PvR: Und dann übernehmen Sie von Claus-Hinrich Casdorff die Leitung des Fernsehmagazins »Monitor«. 1984 werden Sie Chefredakteur Fernsehen. Man würde sagen, er hat da Karriere gemacht. Aber Sie haben das gar nicht lange gemacht.

GR: Nein, das war von vornherein so vorgesehen, was die Chefredaktion anging. Ich hatte gerne »Monitor« gemacht, dann auch »Weltspiegel« und Leiter der Auslandsredaktion. Aber dann entstand in Köln eine schwierige Lage: Der Intendant war, glaube ich, zurückgetreten, der Fernsehdirektor wurde nicht wieder gewählt und beim Chefredakteur Theo Loch hatte man NS-Jugend-Geschichten aufgedeckt. Meiner Meinung nach haben die so nicht getragen, aber nichts desto weniger war der auch weg. Und es herrschte ein großer Kampf um die Sendeplätze im Programm. Wir hatten die Angst und den Eindruck, dass uns doch viele Plätze im Informationsprogramm, im politischen Programm zugunsten der Unterhaltungssendungen genommen würden. Wir hatten Konferenzen, in denen uns schien, dass das Informationsprogramm bloß als Steinbruch für Unterhaltungssendeplätze benutzt würde. Redakteuraufstände, Gegenkonferenzen etc. Und wir hatten keinen Chefredakteur, der unseren Programmbereich verteidigte und der WDR fand auch nur sehr schwer einen. Dann hatte man beinahe einen, aber der sagte einen Tag vor der Wahl wieder ab. Das war Günther Müggenburg. Und dann bekam ich nachts einen Anruf, ob ich das nicht machen würde. Und ich habe gesagt: »Ja. Ich mache das zwei Jahre und sehe mal zu, dass wir den Bestand erhalten, bis wir wieder einen richtigen Chefredakteur haben.« Ich wollte es eigentlich nicht machen. Ich habe es im Endeffekt, glaube ich, nicht schlecht gemacht und manche Kollegen, auch welche, mit denen ich Meinungsverschiedenheiten hatte, sagten später, sie hätten selten so frei arbeiten können wie in meiner Zeit, aber im Großen und Ganzen war es nicht mein Job. Das ist eben sehr viel Rundfunkpolitik, Abstimmung mit den anderen ARD-Sendern, Personalpolitik und das muss jemand machen, der Spaß an Taktik und Strategie hat. Das ist keine journalistische Beschäftigung mehr, also war es nicht das Richtige für mich.

PvR: 1987 gehen Sie abermals als ARD-Korrespondent nach Moskau, bleiben dort bis 1993 und erleben den Untergang des kommunistischen Systems. Gab es in dieser Phase der Umwälzung in der Sowjetunion Situationen, in denen der Korrespondent Gerd Ruge in Moskau über die Heimatredaktion verzweifelt ist, weil er gesagt hat: »Da habe ich etwas, was ich für die Entwicklung der Sowjetunion für ganz wichtig halte und die verstehen es nicht?«

GR: Das gab es natürlich. Das gab es nicht nur in dieser Phase, sondern das ist zwischen Korrespondenten und Heimatredaktion eigentlich oft so. Korrespondenten haben das Gefühl, jetzt müssen wir das machen und wenn wir jetzt nicht auf den Zug aufspringen, dann ist er ab-

gefahren. Dann können wir erst berichten, wenn was passiert. Und wenn es passiert, ist es manchmal schon zu spät, um noch zu erklären, in welchem Zusammenhang sich da was entwickelt hat. Das ist den Heimatredaktionen schwerer klar zu machen, weil die natürlich auf ihre Zuschauer und deren Erwartung gucken, also Ereignisse brauchen. Aber in einer Umbruchperiode, wie wir sie in Moskau erlebten, gibt es lange Zeit keine dramatischen oder beweiskräftigen Bilder. Das ist ein dauerndes Tauziehen, das sich unter normalen Umständen kameradschaftlich entwickelt hat. Das gab es auch in dieser Zeit.

Am ausgeprägtesten war es während der Putschtage 1991, weil die Heimatredaktion die Nachrichten hatte, die von den Agenturen aus Moskau kamen: Panzer rollen, neue Junta, neues Komitee und so weiter. Und die Heimatredaktion ging davon aus, dass die Sache gelaufen ist, wie man auch normal davon ausgeht, wenn die Kommunisten mit Panzern einen Putsch machen, in der Stadt sind und den Gorbatschow festsetzen. Und wir sagten immer: »Das ist noch nicht gelaufen. Die haben das nicht geschafft. Die hängen in der Luft.« Wir hatten das Gefühl, dass es nicht klar war. Ich weiß noch, dass ich mit meiner Frau am ersten Tag noch rüber zum Weißen Haus lief, wo rundherum die Panzer standen. Tausende Leute kamen, zum Teil mit ihren Kindern, und gingen da quasi spazieren, aber doch entschlossen, gegen die Putschisten zu stehen. Da sagte meine Frau: »Das ist jetzt der entscheidende Punkt. Die haben keine Angst mehr.« Man kann das nicht beweisen, aber man merkt mit einem Mal den historischen Wendepunkt. Da ist man dann natürlich mit der Redaktion im Clinch, die auch immer schon voraus denkt, was auch richtig ist. Da kommt dann die Frage: »Wird denn diese neue Regierung die deutsch-sowjetischen Verträge einhalten?« Dann sagt man: »Nein, das kann man noch gar nicht sagen. Die sind noch gar nicht in der Lage, irgendetwas einzuhalten.« Das war natürlich ein richtiges Tauziehen.

PvR: Bei der Nachrichtenauswahl, bei den Nachrichtenplatzierungen ist es bei den Tageszeitungen nicht anders als im Hörfunk und im Fernsehen: Es gibt eine gewisse Priorität für innenpolitische Themen. Auslandsthemen und -angebote werden immer auch abgeklopft, was sie für die innenpolitische Debatte eines Landes bedeuten. Im Zweifel schlägt Innenpolitik Außenpolitik.

GR: Das ist so geworden und war nicht immer so. In der Zeit, als die Deutschen auch noch neugieriger auf das, was im Ausland passierte, waren, gab es einen größeren Akzent auf Außenpolitik. Inzwischen ist der innenpolitische

Aspekt ganz klar dominierend. Ich bin der Ansicht, dass man da immer aufpassen und das ausgleichen muss. Gute Redaktionen tun das natürlich auch, aber der Druck der Innenpolitik, die sozusagen das direkte Interesse des Zuschauers anspricht, weil es dort um Steuern oder sowas geht, ist natürlich groß und drängt die Außenpolitik zur Seite. Das kann dazu führen, dass man schließlich ganz überrascht vor außenpolitischen Entwicklungen steht, die man vorher nicht zur Kenntnis genommen hat oder die die Bevölkerung nicht zur Kenntnis nehmen wollte. Das gilt jetzt zum Beispiel für die Irakkrise, für alles, was im Jahr nach dem 11. September passiert ist. Es gab Solidaritätsbekundungen, Zustimmung, aber im Grunde fand kein Aufarbeiten der neuen Rolle Amerikas, kein Aufarbeiten der Probleme des Nahen Ostens statt. Alles ist dann durch die Terrorwelle verdrängt worden. Diese Gefahr besteht eigentlich immer. Deswegen sollte man früh genug auf einen Zug aufspringen, um auf etwas aufmerksam zu machen. Das ist für einen Korrespondenten wichtig und für die Redaktion eigentlich auch.

PvR: Was ich bei Ihrem ersten Übungskommentar in der NWDR-Rundfunkschule gefunden habe, finde ich in Ihrer ganzen Arbeit: Sie machen immer auch den Versuch, in knapper Form die Vorgeschichte zu erzählen. Sie versuchen die historische Dimension als Erklärdimension einzubauen. Kommt das nicht bei dem Trend, die Beiträge immer kürzer zu machen, notwendigerweise zu kurz?

GR: Ich habe immer versucht, die historische Erklärdimension in der journalistischen Arbeit nicht zu vernachlässigen, also auch bei kurzen Reportagestücken anklingen zu lassen. Aber ich war Korrespondent und am liebsten Reporter, der über Ereignisse berichtete und sie in einen Zusammenhang stellen wollte. Ganz nahe dran sein, auch bis zur Lebensgefahr so nahe, dass ich mit meinen eigenen Augen sehen konnte, was geschah. Das war die Grundlage für den Versuch der politischen oder geschichtlichen Einordnung.

Zum Abschluss meiner Korrespondententätigkeit wollte ich noch mal drei große Filme über den Osten Russlands bis nach Alaska machen. Das hatte ich vorher nie machen können, weil man als Korrespondent keine Zeit für solche großen Projekte, die Monate dauern, hat. Die habe ich gemacht und die sind gut eingeschlagen. Daraufhin haben wir dieses »Gerd Ruge unterwegs« weiter fortgesetzt. Ich glaube, wir sind jetzt bei 29 Sendungen in den letzten zehn Jahren.

PvR: Herr Ruge, Ihre journalistische Arbeit ist nur in dieser Weise in einem bestimmten freiheitlichen, liberalen Mediensystem möglich ge-

wesen, das uns die Besatzungsmächte nach dem Krieg beschert haben. Das war zunächst keine deutsche Erfindung. Ist das nicht eigentlich ein hohes Gut?

GR: Selbstverständlich. Ich glaube, dass diese Art von Strukturen einen Ausgleich von verschiedenen Meinungen, ein Aufeinandertreffen von Meinungen und auch eine Art von Liberalität ermöglichen. Ohne die würde ich ungern in einem Rundfunkinstitut oder bei einer Zeitung mitarbeiten. Das, glaube ich, muss man wissen. Man muss nicht, wenn man für eine Zeitung oder für einen Radiosender arbeitet, auf die Leitartikel schwören. Das muss man vermeiden. Man muss versuchen, sich die Freiheit der Berichterstattung, auch die Freiheit der Meinungsäußerung und natürlich auch die Freiheit, entgegengesetzte, fremde Meinungen einzubeziehen, zu erhalten.

PvR: Ich habe auch den Eindruck, dass dieses föderale System der ARD, bei allen Schwächen, die es hat und die wir kennen, ein sehr plurales und ausgewogenes System ist, das eigentlich Meinungsfreiheit in bestmöglicher Weise garantiert. Würden Sie diese Einschätzung teilen oder ist sie zu positiv?

GR: Wenn ich mir die Rundfunk- und Fernsehsysteme der Welt angucke, ist dies in der Frage dessen, was Meinungsvielfalt und trotz aller Schwierigkeiten auch das Darstellen von ungewöhnlichen Meinungen, Außenseitermeinungen betrifft, sicherlich das beste von denen. Das sehe ich in keinem anderen Rundfunk- oder Fernsehsystem der Welt. Es ist auch wichtig, dass sich nicht nur die Bundestagsparteien sozusagen formal gegenüberstehen, sondern dass eben auch die Gedanken, die die Zukunft mitprägen werden, in das Programm kommen. Das heißt nicht, dass ich nicht einige Verbesserungsmöglichkeiten in unserem eigenen System sähe, aber es ist sehr schwierig, wenn man anfängt, über das nachzudenken, wo man etwas reformieren sollte. Da habe ich immer ein bisschen Angst, dass zum Schluss irgendwas noch schlechter wird, als es ist.

PvR: Nun gibt es das öffentlich-rechtliche System, das gleichweit vom kommerziellen wie von staatlichen entfernt ist. Das ist die Chance. Das gibt es nicht in so vielen Ländern. Brauchen wir das System nicht als Modell für andere Länder?

GR: Es wäre vielleicht schön, aber ich glaube, dass solche Systeme, gerade dort, wo sie meinungsbildend sind, aus den eigenen Kulturen entstehen und ihre eigenen Formen haben. Ich glaube, das ist nicht übertragbar. Es war ein Glücksfall, dass in Deutschland die Einflüsse der Engländer, Amerikaner und Franzosen verschmolzen sind. Das hat sich zufällig, es scheint

mir, glücklich gemischt, zu einem System, mit dem Deutschland sehr gut leben kann.

PvR: Herr Ruge, ich danke ganz herzlich für dieses Gespräch.

Miszellen

Helmut Kreuzer (1927 - 2004)

Die Gründung des Sonderforschungsbereichs 240 an der Universität Siegen – und damit die Geschichte der dynamischen Entwicklung einer kritischen Medienwissenschaft – wird für immer mit dem Namen des am 3. August 2004 in Siegen gestorbenen Helmut Kreuzer verbunden sein. Mit Helmut Kreuzer ist einer der einflussreichsten bundesdeutschen Literatur- und Medienwissenschaftler gestorben, der während seiner Lehr- und Forschungsjahre zahlreiche Gastdozenturen vor allem in den USA innehatte, der Gründungssenator an der Universität Gesamthochschule Siegen war und Initiator, der erste Sprecher des DFG-Sonderforschungsbereichs »Bildschirmmedien« in Siegen, gewesen ist. Kreuzer ist 1991 an der Universität Siegen emeritiert worden, wo er knapp 20 Jahre gelehrt, geforscht und junge Wissenschaftler gefördert hatte.

Nach Studium der Germanistik, Philosophie, Theater und Bibliothekswissenschaft in Freiburg i.Br., Basel, Göttingen und Tübingen promovierte er am 1. November 1927 geborene Kreuzer mit einer Arbeit über Hebbel 1956, ab 1960 war er Assistent bei Fritz Martini an der Technischen Hochschule Stuttgart, von dort und aus dieser Zeit rührt auch seine Bekanntschaft und Freundschaft mit Käthe Hamburger und Max Bense. Nach der Habilitation 1965 mit einer wegweisenden Studie über »Die Bohème«, in der Kreuzer die deutsche Philologie für kultur- und sozialwissenschaftliche Fragestellungen öffnete, begann er – durch den Stuttgarter Kreis um Bense und das Ambiente der Hochschule angeregt – sich mit der Trennung von Geistes- und Naturwissenschaften kritisch auseinanderzusetzen (»Mathematik und Dichtung. Versuche zur Frage einer exakten Literaturwissenschaft«, 1965; »Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz. Dialog über die ›zwei Kulturen‹«, 1969). Nach Aufenthalt an der Rice University in Houston und Columbia University New York wurde er 1967 Professor in Saarbrücken und 1970 in Bonn, wo seine Berufung als Nachfolger des rein literatur- und interpretationsorientierten Benno von Wiese Aufmerksamkeit erregte und als Anerkennung seiner Bemühungen gewertet wurde, der deutschen Philologie systematisch neue Fragestellungen und Forschungsfelder zu eröffnen. Dazu sind damals vor allem seine Studien zur Trivialliteraturforschung zu zählen, seine Beiträge zu den Versuchen einer exakten Literaturwissenschaft durch Integration empirischer Methoden, seine Kritik am traditionellen

»Literaturbegriff« und seine grenzüberschreitende Verbindung von literaturwissenschaftlichen und linguistischen Fragestellungen und Problemansätzen. Durch die Anfang der 70er Jahre (1. Jahrgang 1971) von Kreuzer gegründete und bis heute existierende Zeitschrift »Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi)« hat er über drei Jahrzehnte hinweg Themen wie »Medienkunde«, »Film- und Fernsehforschung«, »Filmtheorie und Filmanalyse« oder »Montage« auf die Agenda der Literaturwissenschaft gesetzt und einen großen Kreis von interdisziplinär qualifizierten Wissenschaftlern gewinnen können, darüber zu schreiben. Kreuzers wissenschaftliche Arbeit ist vor allem nach seinem Wechsel (1972) von der Traditionsuniversität Bonn an die neu gegründete Gesamthochschule Siegen davon bestimmt gewesen, die Literaturwissenschaft – unter Beibehaltung historischer, ästhetischer und kritischer Interessen – durch konsequente Ausweitung des Literaturbegriffs auf die elektronischen und digitalisierten Medien zu beziehen. Sie sollten durch Integration neuer Forschungsmethoden und -verfahren interdisziplinär diskussionsfähig werden und durch geschickte wissenschaftspolitische Institutionalisierungen schließlich als eine ästhetisch und historisch interessierte Medienwissenschaft etabliert werden.

Durch seine Initiative ist die Universität Siegen Mitte der 80er Jahre, mit der Gründung des DFG-Sonderforschungsbereichs 240 »Ästhetik, Pragmatik und Geschichte der Bildschirmmedien« 1986 zum Zentrum medienwissenschaftlicher Forschung in der Bundesrepublik geworden, die inzwischen neben der journalistisch orientierten Publizistik und der eher soziologisch orientierten Kommunikationsforschung einen eigenständigen Platz im Ensemble der aktuellen Wissenschaften der Medienkultur einnimmt.

Aus dem Siegener Sonderforschungsbereich und dem direkten Umkreis Kreuzers sind mehr als ein Dutzend Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter inzwischen auf medien- und kulturwissenschaftliche Professuren in der Bundesrepublik gelangt, was – trotz aller unterschiedlichen Werdegänge und Forschungsziele – aus der Außenperspektive als die Bildung einer Siegener Schule wahrgenommen worden ist. Dazu hat auch das mehrbändige Handbuch zur »Geschichte des Fernsehens in der Bundesrepublik Deutschland« beigetragen, bei dem Kreuzer einer der Hauptausgeber war.

In den letzten Jahren – nach seiner Emeritierung – hat sich Helmut Kreuzer in zahlreichen kleineren Studien und noch mit einer eigenen

Monographie verstärkt der frühen Hörspielforschung zugewandt, worin sich seine anhaltende Neugier und sein Interesse an zu Unrecht vergessenen medienästhetischen Texten aus den 20er und 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts ausdrückte.¹

Einen Nachruf auf Helmut Kreuzer zu schreiben, bedeutet aber neben der Erinnerung und Würdigung seiner wissenschaftlichen Leistungen notwendig auch, an einen Menschen zu erinnern, der mit seiner unermüdlichen und wirklich bis an sein Lebensende reichenden Neugier junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler anstecken konnte. Das waren sehr viele, und dass von den bei ihm promovierten und habilitierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern heute eben auch so viele in der Medienwissenschaft und ihren angrenzenden Gebieten arbeiten, ist kein Zufall. Helmut Kreuzer hat daran ein unvergessliches Verdienst, weil er – mit nie erlahmendem Anspruch, mit nie aufhörender Sorge und vor allem mit nie verletzender, immer freundlicher Kritik – die wissenschaftlichen Wege seiner »Schüler« begleitet hat. Ihm selbst war es fremd, auch noch die jüngsten, die er für die wissenschaftliche Arbeit begeistern konnte, als »Schüler« und sich gar als »Meister« anzusehen und zu verstehen. Ihm stand nie Eitelkeit oder Selbstdarstellung im Weg, wenn er sich mit ihnen angeregt und anregend unterhielt. Der Verlust Helmut Kreuzers wiegt schwer: Solche Unterhaltungen werden in Zukunft der Zunft fehlen.

Reinhold Viehoff, Halle/Saale

¹ Vgl. die Dokumentation von Helmut Kreuzer und Jens Malte Fischer: Frank Warschauer. Rundfunk und Kritik. Ausgewählte Aufsätze (1927 - 1933). In: RuG Jg. 27 (2001), H. 1, S. 30 (Teil I) und H. 2/3, S. 136 (Teil II); Rezension zu: Helmut Kreuzer: Deutschsprachige Hörspiele 1924-33. Elf Studien zu ihrer gattungsgeschichtlichen Differenzierung. In RuG Jg. 29 (2003), H. 3/4, S. 157.

John Peel (1939 - 2004)

Mit seinen schütterten Haaren und seinem zunehmenden Bauchumfang sah John Peel nicht wirklich aus wie eine Ikone der avantgardistischen Rockmusik oder der Herr der Hipness. »65 und hart auf die 16 zugehend«, beschrieb ihn »The Guardian« und meinte damit doch vor allem seinen Musikgeschmack, der ihn von allen anderen Diskjockeys stets abhob. Peel war die Antithese des Formatradios, immer auf der Suche nach dem Neuen, dem Besonderen, dem Anderen. Er nahm seine Hörer mit auf Entdeckungsreisen zu neuen Klängen: Psychedelika

in den 60ern, Glamrock und Punk in den 70ern, Independent und Rap in den 80ern, Weltmusik und Techno in den 90ern, alles zusammen bis zuletzt. Aber im Grunde war es schlicht Rock 'n' Roll, dem er treu blieb und dessen Klassiker sich genauso immer wieder auf seinen Playlists fanden. Interpreten und Gruppen wie Captain Beefheart, Jimi Hendrix, David Bowie, Pink Floyd, Joy Division, Blur oder jüngst The White Stripes (und viele andere) begleitete er in ihren Anfängen oder verhalf ihnen zum Durchbruch. Sein Lieblingslied aller Zeiten war »Teenage Kicks« von The Undertones. Er liebte krachige Gitarren: ungewöhnlich für einen Rentner.

John Robert Parker Ravenscroft wurde am 30. August 1939 in Heswall bei Chester als Sohn eines wohlhabenden Liverpoolscher Baumwollhändlers geboren. Die Enge seines Wohnorts Shrewsbury war ihm eine Qual. Elvis Presleys »Heartbreak Hotel« eröffnete dem Schulversager nach eigenem Bekunden neue Welten, Musik wurde seine Leidenschaft. Die Schule verließ er ohne brauchbaren Abschluss. Von 1957 bis 1959 leistete der junge Mann seinen Militärdienst ab. Es folgten Gelegenheitsjobs. Ab und zu legte er in Clubs Platten auf. Das Konzept des Diskjockeys oder gar entsprechende Abspielkanäle gab es seinerzeit in Großbritannien noch nicht – im Hörfunk hatte die BBC noch das Monopol und sträubte sich gegen eine kulturelle »Amerikanisierung« und allzu große Jugendlichkeit.

1962, als die Rockmusik mit den Beatles ihren eigenen britischen Ausdruck zu finden begann und als geradezu eine hysterische Welle von Liverpool auch über den Atlantik schwappte, nutzte Ravenscroft seine Chance und ging in die USA. Mit mehr oder weniger angelerntem Liverpoolscher Akzent, damals höchst chic, legte er zunächst beim Sender WRR in Dallas Schallplatten auf, bald darauf bei KOMA in Oklahoma City und später bei Radio KMEN in San Bernardino bei Los Angeles. Das war nicht der große Wurf, aber genug, um das Handwerk zu lernen und die ungemein kreative Evolution, die die Rockmusik in den 60er Jahren durchlief, aus der Nähe mitzerleben. 1967 kehrte der nicht mehr ganz junge Hippie mit neuem Nachnamen (einem alten nordenglischen Jagdlied entlehnt) nach Großbritannien zurück und fand Anstellung beim unlängst gegründeten Piratensender Radio London, der von knapp außerhalb der britischen Hoheitsgewässer den Süden der Insel beschallte. Dort machte er sich einen Namen mit seiner Show »The Perfumed Garden«, in der er Musik nach eigenem Gusto spielen konnte. John Peel war geboren.

Noch im selben Jahr konterte die BBC die Herausforderung der Hochsee-Piratensender

mit der Gründung der jugendorientierten Programmschiene Radio 1. Peel wurde Mitarbeiter der ersten Stunde und blieb 37 Jahre dabei – ein echtes Urgestein. Sein Konzept blieb über die Jahrzehnte stets gleich und lief sich dennoch nie müde: Musik aller Genres und Sparten nebeneinander zu stellen und den Hörer neue (oder auch alte) Klänge und Überraschungen entdecken zu lassen. Vieles war im direkten Sinne des Wortes obskur, stammten viele der gespielten Platten doch von kleinen und Kleinstfirmen, die kaum mehr als 1 000 Exemplare pressen ließen. Manchmal kamen auch Demobänder zum Einsatz. Die Independentszene insgesamt wäre ohne die Plattform, die ihr Peels Show bot, so heute nicht denkbar. John Peels Moderationen, die sich – ganz entgegen sonstigen Usancen der Branche – nie über die Musik legten, waren knapp, lakonisch, uneitel und zeugten von der großen Musik- und Repertoirekenntnis des Diskjockeys. »Top Gear«, so der Name der Sendung, war nichts für das Tagesprogramm. Über die Jahre verlegte BBC Radio 1 sie immer weiter ins Nachtprogramm, zuletzt auf 23.30 Uhr, drei Mal pro Woche. Die Fangemeinde war klein, aber treu – und hatte Spaß an den musikalischen Grenzgängen des Moderators. Hörer im Ausland konnten Peel jeden Freitag für 30 Minuten über den BBC World Service empfangen, britische Soldaten in Übersee, ebenfalls zu nachtschlafender Zeit am Wochenende, für zwei Stunden via BFBS (»John Peel's Music«). Peels kauziger Humor, seine unverwechselbare raue Stimme und sein seltsames Lachen waren ein Markenzeichen. Hunderte von Musikern spielten in seiner Sendung auch live – die »John Peel Sessions« wurden zur Legende und werden bis heute erfolgreich als Tonträger verkauft, für die BBC übrigens ein einträgliches Lizenzgeschäft.

1998 diversifizierte Peel seine Hörfunkaktivitäten und wurde, privat ein eher zurückhaltender und zurückgezogen lebender Familienvater von vier Kindern, auch Moderator von »Home Truths«, einem familienorientierten Wortprogramm am Samstagmorgen auf BBC Radio 4. Ein voller Erfolg. Er konnte gut zuhören und kannte viele familiäre Probleme aus eigener Erfahrung. Der Guru der Popavantgarde, der Pate des Punk wurde zum Liebling von »middle England«. Eine Überraschung wohl auch für die BBC. Im selben Jahr war er bereits zum Officer of the British Empire (OBE) ernannt worden, 2002 erhielt er für sein Lebenswerk den Sony Gold Award. Mehrere Universitäten haben ihm Ehrenggrade verliehen.

In seinem letzten Interview Anfang Oktober 2004 sprach er davon, Angst vor dem Tod zu haben. Er sah abgekämpft aus, übergewichtig,

müde. Drei Jahre zuvor war bei ihm Diabetes diagnostiziert worden. Innerhalb der BBC fühlte sich Peel, wohl nicht zu Unrecht, zunehmend marginalisiert. Am 25. Oktober 2004 starb er während eines Urlaubs in Cuzco, Peru, an Herzversagen. Am Tag nach seinem Tod erhielt die BBC über 30 000 E-Mails und Anrufe von Fans aus aller Welt, die ihn vermissen werden.

Oliver Zöllner, Essen

Hallesche Medien-Colloquien

Die ersten Runden

Film- und Fernsehwissenschaftliches Kolloquium, Colloquium des Zentrums für Vergleichende Geschichte Europas, Examenscolloquium des Studienkreises Rundfunk und Geschichte. Colloquien gibt es viele, an zahlreichen Instituten, in diversen wissenschaftlichen Bereichen. Nun legte sich auch das noch vergleichsweise junge Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaften der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg eines zu und nannte es schlicht »Hallesches Medien-Colloquium«. Bereits zweimal nahmen Wissenschaftler des Halleschen Medieninstituts die Möglichkeit wahr, Forschungsvorhaben und -stand zum Thema »Medien – Macht – Wahrnehmung? Mediale Dispositive des Sehens, Hörens und Zeigens« zu präsentieren. Vom 5. bis 7. Mai 2004 waren Helga de La Motte-Haber (Berlin), Siegfried J. Schmidt (Münster), Claus-Michael Ort (Kiel) und Henk de Berg (Sheffield) zu Gast. Am 19. November des gleichen Jahres diskutierten mit den Hallenser Medienwissenschaftlern wie Reinhold Viehoff (Halle/Saale), Hans-Joachim Höflich (Erfurt), Knut Hicketier (Hamburg) sowie Karl Prümm (Marburg).

Colloquien sollen in der Regel zwei Effekte haben: den Austausch über wissenschaftliche Themen und das Präsentieren und Hinterfragen von Forschungsvorhaben, meistens vorgestellt von Promovenden und Habilitanden. In Halle wurde im wahrsten Sinne des Wortes eine Mischung aus beidem versucht. Ging es bei der ersten Veranstaltung noch stärker um die Besprechung von Promotions- und Habilitationskonzepten, wurde das Konzept in der zweiten zugunsten der Diskussion medienwissenschaftlicher Themen leicht modifiziert. Das tat dem wissenschaftlichen Austausch gut, der Didaktik aber keinen Abbruch.

Um eine neue Modellierung des Dispositiv-Modells ging es in einem ersten Themenkomplex. Die Referenten diskutierten seine Anwendbarkeit für die Bereiche Diskothek (Thomas Wilke), Internet (Florian Hartling), Compu-

terspiele (Karin Wehn) sowie für den Bereich der Musikpraxis (Golo Föllmer). Beim ersten der Halleschen Medien-Colloquien schloss sich an die Vorträge eine eher verhaltene Diskussion an. Den Referenten wurden Gegenvorschläge gemacht. So seien die Felder besser mit elaborierten Ansätzen der Systemtheorie (Henk de Berg, Siegfried J. Schmidt) zu erfassen bzw. die Möglichkeiten Bourdieu'scher Konzepte auszuloten (Claus-Michael Ort). Knut Hickethier, Karl Prümm und Hans-Joachim Höflich einigten sich dagegen im zweiten Colloquium auf das Dispositiv als geeigneter Rahmentheorie, an die andere Methoden anschließen könnten.

Im Mittelpunkt des zweiten Themenkomplexes standen theoretische Ansätze zur Beschreibung von Wahrnehmung und Emotionen in medialen Dispositiven. Zunächst stellten Susanne Hübner und Anne Bartsch ihr Promotionsprojekt vor, im Rahmen dessen sie ein Modell der emotionalen Kommunikation entwickelten, um die aufmerksamkeitslenkende Wirkung von Emotionen in medialen Zusammenhängen erfassen zu können. Kathrin Fahlenbrach ging im Rahmen ihres Habilitationsprojekts der Frage nach, wie das sinnliche Erleben von Rezipienten durch die ästhetische Ausrichtung von medialen Produkten beeinflusst wird und bemühte dazu den aristotelischen Begriff der »Aisthesis«. So sei die Analyse audiovisueller Medien über die Kategorien der Textanalyse und Semiotik hinaus notwendig zu erweitern. Fahlenbrach schlug dazu eine Theorie audiovisueller Metaphern vor. Dieses Plädoyer für die Erweiterung der Medienanalyse fand in der Diskussion prompt Zustimmung. So konstatierte Hickethier, dass die Film- und Fernsehanalyse nunmehr an ihre Grenzen stoße und nach neuen Ansätzen verlange. Gleichzeitig warnten die Experten, insbesondere Helga de La Motte-Haber, vor zu komplexen Theoriemodellen und betonten die Notwendigkeit einer empirischen Fundierung.

In einem dritten Themenkomplex wurden verschiedenste Vorträge zum Thema Bild subsumiert. Eine Geschichte des Bildes von der Ikone über die Entwicklung der Perspektive in der Neuzeit bis zu heutigen Medienbildern entwarf Matthias Buck. Dabei vertrat er die These, dass sich trotz aller rationalen Verfahren in der Malerei bis heute ein mythisches Bildverständnis erhalten habe.

Um Ikonen in der Mediengesellschaft ging es im Vortrag von Reinhold Viehoff. Am Beispiel der Statue Saddam Husseins und ihres Falls führte Viehoff aus, dass heutige Ereignisse nicht nur medial vermittelt werden, sondern bereits in ihrer Entstehung medial vorgeprägt seien. Aus dieser doppelten Verschränkung von Medien und Ereignis ergebe sich, so Viehoff, die wis-

senschaftliche Notwendigkeit, die traditionelle Quellenkritik um eine Medienkritik zu erweitern.

Das einzige auf Rezipienten-Seite angesiedelte Vorhaben zum Thema Bild präsentierte Cordula Günther. Die Referentin fragte danach, welche und wie Rezipienten Bilder speichern und unter welchen Parametern diese Bilder wieder reproduziert werden. »Bilder in den Köpfen«, so Günther, ließen nicht nur Schlüsse auf die Medien- respektive Bilderfahrung von Rezipienten zu, sondern auch auf soziale Erfahrungen, was analytisch zu trennen sei.

Aus anthropologischer Perspektive sprach Ulrike Kregel abschließend vom »Wesen der Bilder Gedächtnis zu sein«. Sie konstatierte, dass Bildern diese kulturelle Bedeutung mit dem Eintritt in die Digitalität verloren gehe. Digitale Bilder hätten keine Abbildungsfunktion mehr und seien ohne jede Referenz.

Auf diese alte neue Diskussion der Referentialität von Bildern konzentrierte sich auch der anschließende Austausch zum Thema Bild, wobei sowohl im ersten wie im zweiten Colloquium der Tenor bestand, dass es keine »Krise der Referentialität« gebe und die gesellschaftlichen Folgen der Digitalität differenzierter zu betrachten seien.

Gerade dieser Austausch über alte neue Themen machte die Halleschen Medien-Colloquien schließlich interessant und für alle Beteiligten ergiebig.

Claudia Kusebauch, Halle/Saale

Politik, Alltag und Kultur in der DDR

13. DDR-Forschertagung in Otzenhausen

»Internationale und interdisziplinäre DDR-Forschertagung« – dazu lud in diesem Jahr bereits zum 13. Mal das Sozialwissenschaftliche Forschungsinstitut (SFI) der Europäischen Akademie Otzenhausen ein und setzte damit eine Tradition fort, die noch vor dem Fall der Berliner Mauer begann. So trafen sich bereits 1986 Wissenschaftler aus West- und Ostdeutschland, um über die Sozialstruktur und den sozialen Wandel in der DDR oder die Wirtschaftsordnungen von DDR und BRD zu diskutieren. Im Jahr 1991 wurde das SFI gegründet und nahm die »Fachtagungen zur Erforschung der DDR« in Anknüpfung an die bisherigen Veranstaltungen in die Reihe seiner Colloquien auf. Seitdem treffen sich in Otzenhausen turnusmäßig und traditionell hauptsächlich Historiker und Politikwissenschaftler sowie Soziologen, um sich über die Themen Außenpolitik und Geschichte der DDR sowie Alltag, Gesellschaft und Kultur in der DDR auszutauschen. Zur Tradition der DDR-For-

schertagung gehört mittlerweile auch die Teilnahme von Wissenschaftlern aus dem Ausland sowie von prominenten Zeitzeugen. So waren zu vergangenen Tagungen bereits zahlreiche politische Akteure aus der DDR und der Sowjetunion, aus Frankreich und Großbritannien sowie Geheimdienstmitarbeiter von CIA und KGB zu Gast.

Auch vom 4. bis 7. November 2004 gab es wieder die Sektionen »Außenbeziehungen«, »Herrschaft/Alltag« und »Kultur«, innerhalb derer die etwa 110 Teilnehmer 24 Vorträge hören konnten. Unter der Überschrift »Die DDR in Europa – zwischen Isolation und Öffnung« hinterfragten die Wissenschaftler in thematischer Vielfalt das System der DDR. Zeitzeugen sorgten für den Perspektivenwechsel auf die Akteure in der DDR.

Carel Horstmeier (Groningen) gab einen Überblick über die Anerkennungspolitik zwischen 1949 und 1973, mit der die DDR auf diplomatischem Weg ihre Isolation zu überwinden suchte. Keine dieser Initiativen, die von anfänglichem Abwarten über die sporadische Kontaktaufnahme zu ausgewählten Ländern bis zu diplomatischen Bemühungen in zentralen weltpolitischen Konflikten reichten, habe Erfolg gezeigt, so Horstmeier. Selbst die umfangreiche und teure Kulturpolitik der DDR habe nicht fruchten können. Erst mit dem Grundlagenvertrag von 1972 sei die DDR auch von westlichen Staaten offiziell anerkannt worden.

Joachim Scholtzseck (Bonn) sprach über die Außen- und Europapolitik der DDR. Die DDR sei zwar in der außenpolitischen Öffentlichkeit immer souverän, nicht selten auch überheblich, aufgetreten, sei in ihren außenpolitischen Entscheidungen aber immer von der SU abhängig gewesen. Über den Grad dieser Abhängigkeit sei man sich in der Forschung jedoch uneinig. Es gebe vage Hinweise darauf, dass dieses Abhängigkeitsverhältnis in späteren Jahren der Existenz der DDR nur noch bedingt bestanden habe.

Als Beispiel für die kulturpolitischen Anstrengungen der DDR um Anerkennung berichteten Gabriele Czech und Oliver Müller (Magdeburg) vom Auftreten der DDR auf dem II. Internationalen Germanistenkongress in Kopenhagen 1960. Der Vortrag blieb jedoch weitgehend Anekdoten verhaftet, wie auch das anschließende Podium »DDR-Westpolitik und Medien in den 70er und 80er Jahren«. Karl-Heinz Baum, ehemals Frankfurter Rundschau, und Peter Jochen Winters, ehemals Frankfurter Allgemeine Zeitung, diskutierten mit Werner Kern, ebenfalls Journalist, über ihre Arbeit als Westkorrespondenten in der DDR. Sie berichteten von der schwierigen Recherchearbeit, Informantenschutz, von der Über-

wachung durch die Staatssicherheit, ihrem Publikum in Ost und West und betrachteten ihre Arbeit abschließend als »kleinen Nagel am Sarg der DDR«. Als einziger Journalist, der seinerzeit für DDR-Medien arbeitete, saß Thomas Falkner (Berlin) auf dem Podium. Falkner sprach über seine Arbeit bei Presse und Hörfunk, konnte damit zumindest andeuten, wie sich journalistische Arbeit in der DDR darstellte, musste die Diskussion aber frühzeitig verlassen. So präsentierten das Thema »Medien« hauptsächlich Akteure, die eher am Rande der DDR-Gesellschaft lebten, weniger in bzw. mit der DDR.

Weitaus aufschlussreicher waren der Vortrag von Siegfried Lokatis, der in gewohnt ironisch-distanzierter Manier auf seine Arbeit beim Verlag »Volk und Welt« zurückblickte, sowie das Podium »Kunst und Kultur«. Peter Geist (Berlin), Detlef Lücke (Berlin), Elmar Faber (Leipzig) und Bernd Lindner (Leipzig) brachten in das Gespräch ihre Erfahrungen aus verschiedenen Positionen des Kunst- und Kulturbetriebes der DDR ein. In den detaillierten, fast analytischen Rückblicken deuteten sich Freiheiten jenseits aller Restriktion und Überwachung an, deren Allgemeingültigkeit allerdings nicht bestätigt werden konnte. Oft, so Lücke, seien Grenzen ausgetestet worden, ohne immer über alle Folgen nachzudenken, vieles sei unmöglich, aber einiges doch möglich gewesen. Idylle und Katastrophe hätten oft ganz dicht beieinander gelegen.

Claudia Kusebauch, Halle/Saale

Theoriepluralität trotz Theoriearmut? Die Kommunikationswissenschaft entdeckt (wieder) die Klassiker Eine erste Tagung in Erfurt

Die Kommunikationswissenschaft gilt gemeinhin als »theoriearm«. Jedenfalls behaupten das gern benachbarte, konkurrierende Fächer. Ein guter Anlass für die Fachgruppe »Soziologie der Medienkommunikation« innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK), eine »Bestandsaufnahme und Diskussion« der vorhandenen Theorien vorzunehmen und nach deren Anschlussmöglichkeiten zu suchen: Welche Theorien sind vorhanden, welche sind erfolgreich, wie strukturieren sie das Wissen? Wie lässt sich das Theorienkonvolut der Kommunikationswissenschaft weiterentwickeln, um die sich immer schneller wandelnde Medien- und Kommunikationswelt zu erklären und zu verstehen?

Knapp 40 Fachwissenschaftler trafen sich zum Diskurs über solche Fragen im inspirierenden Augustinerkloster Erfurt. Die zehn Vorträge schlugen einen Bogen von klassischen Theorieansätzen im Wesentlichen aus Soziologie und Ökonomie bis zur kommunikationswissenschaftlichen Adaption und Modifikation der Vorväter. Bereits das Referat von Kurt Imhof (Universität Zürich) machte mit seinem Rückgriff auf gesellschaftstheoretische Klassiker wie Weber, Marx, Tönnies und Mannheim deutlich, dass die Kommunikationswissenschaft wieder beginnt, sich um die ganze Gesellschaft zu kümmern. Bisher habe sie sich als »spätgeborene Disziplin«, so Imhof, »auf ihr Gegenstandsreservat Massenmedien konzentriert«, also auf die eher klein- und mittelteilige Perspektive. Doch nun finde ein »Wiederanschluss an die Gesellschaftstheorie« statt, eine Betonung der Makroperspektive, und zwar über eine systemtheoretische Legitimation des eigenen Gegenstandsreichs als Mediensystem. Letzteres ist eine sozusagen genuine Erfindung der Kommunikationswissenschaft, die sich damit ihre eigenen Grundlagen konstruiert hat.

Die Thesen von Imhof sorgten für einen diskussionsreichen Einstieg in die Tagung. Die alten Schriften sind immer noch aktuell und bergen in der Tat vielfältige Anschlussmöglichkeiten – oder wie Imhof nicht ohne Spitze meinte: »Die Klassiker waren weiter als wir!« Waren sie das? Eine ganze Reihe weiterer Vorträge bezog sich auf systemtheoretische Ansätze und die Frage, wie sich in ihnen Kommunikation und Gesellschaft konstituieren – und damit verbunden Massenmedien und Öffentlichkeit. »Massenmedien sind eine günstige Form, öffentliche Kommunikation herzustellen«, meinte Alexander Görke (Universität Münster), der auch auf die systeminternen Abgrenzungen von Journalismus, PR, Unterhaltung und Werbung einging. Matthias Karmasin (Universität Klagenfurt) warf in einer Diskussion die Luhmanneske Frage auf, inwieweit die Massenmedien, die die Gesellschaft durch Selbstbeobachtung beobachten, nicht vielleicht der »blinde Fleck« der Gesellschaft seien, weil sie schließlich selbst Teil der Gesellschaft sind, die sie beobachten. Ein Paradoxon fürwahr, aber möglicherweise ein dem Zustand des Wissenschaftsbetriebs angemessenes.

Eine ganz anders ausgerichtete Kritik an so manchen Grundannahmen der Kommunikationsforschung brachte Manfred Knoche (Universität Salzburg) vor, der die deutschsprachige Kommunikationswissenschaft als »primitiv« bezeichnete, da sie von Machtinteressen bestimmt sei, antiaufklärerische Ideologie produziere und oft reine Legitimationswissenschaft sei. In sei-

nem Vortrag zur Kritik der politischen Ökonomie der Medien stellte er später – mit explizitem Rekurs auf den prämarxistischen (!) Marx – eine umfassende sozialwissenschaftliche Gesellschaftstheorie vor, die die Mikro-, Meso- und Makroperspektiven von Produktion, Konsumtion und Reproduktion zusammenführen könne. Knoche war sich wohl bewusst, dass solche kritischen Denkansätze seit den 80er Jahren (ist das ein Zufall?) gesellschaftlich und innerwissenschaftlich nicht mehr recht in Mode sind – aber zu fragen wäre ja tatsächlich, inwieweit das Mediensystem, wie es heute aufgestellt ist, nicht genau dazu beigetragen hat, dass Fragen nach Konsum (eben auch: Medienkonsum) und Herrschaft kaum noch gestellt werden. Der in der Kommunikationswissenschaft als Konzept so gern hochgehaltene »aktive Rezipient« erscheine, so Knoche, in dieser Sichtweise als nichts weniger als der individualisierte, entsolidarisierte Konsument, der – legitim und ohne Zwang – aktiv seiner eigenen Beherrschung zustimmt, was im Großkontext des kommerziellen Rundfunks letztlich seine »Ausbeutung« (als Werbungswährung etc.) einschließt. Sind die Medien das Opium des Volkes? So weit ging die Diskussion in Erfurt gottlob nicht, aber der Rückgriff auf kritische gesellschaftstheoretische Konzepte war eindringlich und bemerkenswert.

Eher betriebswirtschaftlichen Ansätzen der Medienökonomie folgte der Vortrag von Gabriele Siegert (Universität Salzburg) und Klaus-Dieter Altmeppen (TU Ilmenau) zu »Medienreputation und Medienorganisation«. Die beiden Forscher attestierten angesichts eines zunehmenden Trends hin zu redaktionellen »Billigprodukten«, der Ökonomisierung des Mediensystems geschuldet, ein »Medienmarktversagen«. In Aufbau und konsequenter Pflege von Medienmarken sehen sie einen Anreiz, Qualität zu produzieren. Das dahinterstehende Konzept der »Reputation« identifizierten Siegert und Altmeppen als – ökonomisch ausgedrückt – Ressource zum Erhalt und zur Risikominimierung eines publizistischen Unternehmens.

Weitere Vorträge gingen auf handlungstheoretisch fundierte Forschungsperspektiven oder die kulturtheoretische Wende der Kommunikationswissenschaft (oder jedenfalls eines Teils von ihr) ein, wieder andere vertieften system- und strukturationstheoretische Analyseansätze. Es war ein bunter Reigen, doch keineswegs ein beliebiger: Einige Präsentationen hätten durchaus auch in der Terminologie einer der anderen referierten Theorien gehalten werden können. Anschlusspotentiale sind also vorhanden. Vieles, so wurde deutlich, kann auch nebeneinander bestehen. Diese Pluralität der Theorien der Kommunikationswissenschaft mag einerseits ihr

Manko sein: Was ist das Spezifische dieser Disziplin? Andererseits ist diese Pluralität auch ihr großer Vorteil: Sie kann ihre Erkenntnisinteressen transdisziplinär verfolgen und sich so ihrem zentralen Gegenstandsbereich von mehreren Seiten nähern. Doch welcher ist der? Man möchte meinen, es sei die Kommunikation. Doch beschäftigt sich die Kommunikationswissenschaft kaum mit Kommunikation, wie Friedrich Krotz (Erfurt) anmerkte, sondern in ihrer heutigen Ausprägung viel stärker mit Öffentlichkeit, Massenmedien und dem Mediensystem. Wie es scheint, muss vor der Klärung von »Anschlusspotenzialen« der Kommunikationswissenschaft erst deren weitere innerdisziplinäre Selbstdefinition stehen. Dies ließe sich auch formulieren als: mehr miteinander sprechen. Dieser begrüßenswerte Ansatz wird im Februar 2005 in Bremen bei Teil 2 der Tagung weiter verfolgt werden.

Oliver Zöllner, Essen

Interkulturelle und methodische Herausforderungen Jahrestagung 2004 des Medienforscherverbandes »CIBAR« in London

Vom 1. bis 3. November 2004 fand in London die 20. »Conference of International Broadcasters' Audience Research Services« (CIBAR) statt. Was 1984 als informelles Bürotreffen einiger weniger Medienforscher begann, ist inzwischen zu einer der lohnendsten Tagungen zum Thema Auslandsrundfunk geworden. Auch zu einer der angenehmsten: Über weite Strecken hat die CIBAR Workshop-Charakter, den Vorträgen folgen intensive Fachdiskussionen. Man hört einander zu.

Die Tagung 2004 schloss sich thematisch an die Konferenzen von 2001 bis 2003 an:¹ Der »11. September« hat dem internationalen Rundfunk neue Aufgaben gestellt bzw. seine alten Aufgaben wie interkulturelle Vermittlung und Verständigung auf dramatische Weise präzisiert; die Medienforschungs-, Marketing- und Strategieabteilungen der Auslandssender setzen diese um. Die grundsätzlichen, vor allem methodischen Fragen bleiben indes dieselben: Wie erreicht ein Sender sein potenzielles Publikum und wie kann man dies mittels Forschung abbilden? Im Mittelpunkt dieser Überlegungen stehen Stichproben und Befragungssituationen – so auch bei dieser CIBAR.

Alan Booth (Marketingleiter des BBC World Service) fasste eingangs den Wandel der angewandten Medienforschung von der »Publikums-«

zur »Konsumentenforschung« zusammen: Es gehe in Zukunft verstärkt um Einsichten in die Bedürfnisse, Wünsche und Erwartungen von Medienkonsumenten, die sich nicht mehr in traditionelle, relativ konstante Gruppen fassen ließen. Induktive, qualitativ orientierte Forschung müsse diese Aufgabe übernehmen, quantitative Forschung deren Ergebnisse anschließend validieren. Booths Aufruf zu mehr »narrativer« Forschung (mit der Journalisten ja oft auch mehr anfangen können als mit Zahlen) wurde von einer ganzen Reihe von Vorträgen auf dieser CIBAR erhört, wenn auch das Hauptaugenmerk der Publikumsstudien beim Auslandsrundfunk nach wie vor auf »Messungen« liegt.

Publikumsforschung in abgeschotteten Märkten

Was in industrialisierten Ländern westlicher Prägung zwar bei weitem nicht problemlos, aber dennoch machbar ist, gerät in Staaten mit abgeschotteten diktatorischen Regimen und/oder völlig unzureichender Infrastruktur oft zum Abenteuer. David Jodice (USA) stellte eindrucksvoll vor, wie sein Institut erstmals teilrepräsentative Telefoninterviews in China, Iran, Kuba, Saudi-Arabien und Syrien organisiert hat – mit muttersprachlichen Interviewern im benachbarten Ausland (z. B. in Istanbul). Die Verweigerungsquote betrug in Iran und Saudi-Arabien nur 40 Prozent. Ein vollständiges Interview dauerte 30 Minuten. Eine relativ kostengünstige und effektive Methode für Publikumsforschung in Ländern, in denen dies die Machthaber ansonsten gar nicht oder nur mit starken Restriktionen zulassen. Risikoreich ist auch die Feldarbeit in Afghanistan und Irak, wo das genannte Institut ebenfalls mit Studien hervortrat (im Irak bereits die 17. ihrer Art seit 2003) – mit enormen Sicherheitsrisiken für Interviewer und manchmal auch für Interviewte.

Mark Eggerman (Kulturanthropologe, Durham, Großbritannien) führte in seinem Vortrag am extremen Fallbeispiel Afghanistan eindringlich vor Augen, wie leicht mit westlichen Kulturvoraussetzungen formulierte Fragebögen oder Interviewleitfäden in einer anderen Kultur scheitern können – etwa die Abfrage bestimmter Meinungen und Einstellungen oder die (simplen und hinreichend präzise klingende) Frage danach, ob man genügend Geld habe, um sich ausreichend Lebensmittel zu kaufen. Eggerman machte klar, dass Afghanen innerhalb ihrer jeweiligen Clans in einen bestimmten Vorrat an Antworten hineingeboren seien – und nicht wie Europäer in einen Vorrat an Fragen mit bestimmten Optionen ihrer Beantwortung. Die westliche Publikumsforschung, so seine Schlussfolgerung, stelle in außereuropäischen Kultur-

kreisen viele falsche, da oft entgegen ihren Intentionen verstandene Fragen. Hinzu kämen ethische Implikationen von übermäßig langen Interviews, die die Befragungssituation für den Befragten zu einem unangenehmen Erlebnis werden ließen.

Feldarbeit in Entwicklungsländern

Donald Ellison (USA) erläuterte, wie er im Auftrag des US-regierungsamtlichen International Broadcasting Bureau (Washington) eine repräsentative Stichprobe (Fallzahl: n = 4 000) der nigerianischen Bevölkerung entwickelt hat, die auf intensiver ethnographischer Feldarbeit im Land beruhte – verlässliche Bevölkerungsstatistiken waren hierfür nicht verfügbar. Wichtigste Ergebnisse: Die Hörer von Auslandsrundfunk in Nigeria wohnen eher auf dem Land, sind deutlich höher gebildet als der Stichprobendurchschnitt und sind mit höherer Wahrscheinlichkeit Muslime. Die Hausa in Nordnigeria sind als besonders enthusiastische Hörer bekannt, doch Ellison verwies auch auf das deutlich »fluide« Konzept dieser ethnischen Kategorisierung: Wer ist ein »Hausa«? Man kann sich hier nur mit Hilfskonstruktionen retten: wenn die im Haushalt hauptsächlich gesprochene Sprache Hausa ist. Doch im Vielvölkerstaat Nigeria ist selbst dies nicht immer einfach festzulegen. Ein interessanter Hinweis am Rande: In Zukunft werden Stichprobenziehungen in Ländern wie Nigeria erleichtert, indem man Satellitenfotos einsetzen kann, die ein deutlicheres Bild von der Siedlungsstruktur gerade auch ländlicher Gebiete wiedergeben. Gemeinsam mit Allen Cooper (Großbritannien) demonstrierte Ellison auch das praktische Vorgehen bei der Identifizierung geeigneter Interviewpunkte in Haussadörfern, dem in Ermangelung brauchbarer Karten eine eigene kartografische Erfassung der Dorfstruktur voranging.

Graham Mytton (Großbritannien) gab in diesem Zusammenhang den bedenkenswerten Hinweis, die klassische Dichotomie »städtisch vs. ländlich« neu zu fassen: Im Kontext von Entwicklungsländern sei es oft angemessener, geografische Gebiete nach ihrer Versorgung mit UKW bzw. Kurzwelle zu unterscheiden – und in der Tat sind es oft solche funktechnischen Gegebenheiten, die das Medienmenü von Rezipienten stärker beeinflussen als ihr Wohnort.

Colin Wilding (BBC World Service) stellte eine Vorläuferstudie vor und verwies darauf, dass Nigeria im Grunde ein »idealer« Ort für Feldforschung sei: Immerhin lägen die Antwortquoten bei persönlichen Interviews um die 92 Prozent bei Frauen und 87 Prozent bei Männern, wohingegen man etwa in den USA bei telefonischen Interviews (dem Industriestandard) kaum noch

mehr als sieben Prozent erwarten könne – was die Diskussion um »Repräsentativität« natürlich neu eröffnet. Wilding verwies auch auf relativ hohe Designeffekte seiner Studie, die auf einer zweistufigen Quotenstichprobe in Nigeria beruhte, gegenüber Studien mit einfachen Zufallsauswahlen. Hugh Barton (FEBA Radio) machte am Beispiel einer jüngst in Mosambik durchgeführten Studie ergänzend deutlich, wie leicht Interviews scheitern können, wenn Befragungen dieser Art schlicht »verdächtig« erscheinen. Resultat einer Jahrzehnte währenden Diktatur.

Auslandsrundfunknutzung in der Sowjetunion

Eugene Parta (Radio Free Europe/Radio Liberty, Washington/Prag) gab einen historischen Rückblick auf die Befragungen seines Senders von West-Reisenden aus der Sowjetunion von 1972 bis 1990 (über 50 000 strukturierte Interviews mit Reisekadern und mehr als 25 000 Interviews mit Emigranten) zu Fragen der Nutzung von Auslandsmedien. Wie nah an der Realität waren deren Ergebnisse? Der typische Hörer in der Sowjetunion, so hieß es, sei zwischen 30 und 60 Jahre alt, männlich, hoch gebildet und überdurchschnittlich oft Mitglied der KPdSU gewesen. Sowjetische Studien aus den späten 1970er-Jahren, die Parta unlängst in Archiven erschließen konnte, geben an, dass westliche Auslandssender insgesamt rund 63 Prozent der städtischen Bevölkerung der UdSSR erreichten – mit dem (gänzlich unterschätzten!) Hauptinteresse Musik und vielfach auch Unterhaltung an Stelle von Nachrichten. Dies trifft in besonders starkem Maße für jüngere Zielgruppen zu, die in den »traveller surveys« so gut wie gar nicht abgebildet wurden. Bei aller Vorsicht, mit denen solche Studien also interpretiert werden müssen, hatten sie dennoch auch einen wichtigen Einfluss auf die Programmgestaltung bei Radio Liberty: Als im Laufe der sowjetischen Afghanistan-Besetzung (1979 - 1988) immer mehr tote Soldaten rücküberführt wurden, machten Befragte darauf aufmerksam, dass eine gewisse Neigung des amerikanischen Senders zu »Schadenfreude« vom sowjetischen Publikum äußerst negativ aufgenommen würde – schnell wurden daraufhin derartige Programmfärbungen vermieden. Bemerkenswert, so Parta, sei insgesamt, wie bereitwillig und relativ offen die sowjetischen Befragten ihren US-Interviewern ab ca. 1983 Auskunft gegeben hätten – ein Hinweis auf die schwindende Macht der KPdSU schon am Vorabend der Perestroika.

Naher Osten: »Winning the hearts and minds«?

William Bell (US-amerikanisches International Broadcasting Bureau) ging der Frage nach, wie sich das arabischsprachige US-Fernsehangebot Al-Hurra und sein Hörfunkpendant Radio Sawa in ihren Zielmärkten behaupten. Al-Hurra werde bisher vorrangig gelegentlich genutzt, gewissermaßen zur Kontrolle der einheimischen Medien. Zwischen 53 und 81 Prozent der befragten Zuschauer in acht arabischen Ländern halten den Sender für vertrauenswürdig. Bei Radio Sawa geben das zwischen 57 und 86 Prozent an, wobei Sawa-Hörer in fast allen untersuchten Ländern auch eine positivere Meinung von den USA haben (Ausnahme: Irak). Ist das ein Effekt von Radio Sawa oder verhält es sich umgekehrt – oder spielen noch ganz andere Faktoren eine Rolle? Die nächsten Studien werden sich den Auswirkungen und dem Einfluss der beiden nicht unumstrittenen amerikanischen Public-Diplomacy-Medien widmen.

Die Medienzukunft: iPod?

Weitere Vorträge behandelten die Nutzung von Auslandsrundfunk in den Balkanstaaten, Möglichkeiten der korrekten Senderidentifizierung der eigentlich »markenlosen« Fernsehproduktionen der Voice of America, den dritten Anlauf der Australian Broadcasting Corporation, ein TV-Angebot für den asiatisch-pazifischen Raum zu etablieren, oder kostengünstige Möglichkeiten zur Stichprobenbildung bei ethnischen Zielgruppen in Chile, um nur einige zu nennen. Auch die Forschung zu neueren Distributionstechniken wie dem Internet, der GPRS-Mobiltelefonie und der digitalen AM-Verbreitung via DRM (Digital Radio Mondiale) wurden behandelt. Peter Davies (Medienregulierungsbehörde Ofcom, Großbritannien) wies mit seinen Ausführungen über die »iPod Generation« in die Zukunft der Mediennutzung. Die heute 18- bis 30-jährigen Technophilen wollen (so ergab eine Serie von Tiefeninterviews mit jungen Briten) ihre Medien integriert, klein, mobil, flexibel handhaben können und möchten auf musikalische wie inhaltliche Entdeckungsreisen gehen. »Mehrwert«, »mood management« und »dipping and flipping« lauten die Stichwörter, oder insgesamt »more control« auf Seiten des Nutzers. Letzteren gelte es zunächst als kompetenten, zielsicheren und zugleich hochgradig illoyalen Konsumenten zu verstehen, bevor man neue Programme und Angebote auf den Markt bringt. Auslandsprogramme, so wurde deutlich, können durchaus (wieder) Teil des Medienmenüs dieser Zielgruppe sein, wenn die Sprache kein Hindernis ist und die Empfangsqualität im Zuge der Di-

gitalisierung auch von Mittel- und Kurzwelle für breitere und jüngere Nutzergruppen attraktiv wird. Auslandsrundfunk klänge dann nicht einmal mehr wie »Auslandsrundfunk«, die Grenzen, die bisher die Technik setzt, verwischen. Aber das sind wohl nur Szenarien für den reichen Teil der Welt. Anderswo werden viele Menschen weiterhin auf die analoge Kurzwelle angewiesen sein, wenn sie ungefilterte Informationen aus dem Ausland beziehen oder schlicht alternative Quellen hören möchten. Und die Forschung hierzu wird eine Herausforderung bleiben.

Oliver Zöllner, Essen

- 1 Vgl. Oliver Zöllner: Auslandsrundfunk und Krisenpublika. Jahrestagung 2001 des Medienforscherverbandes »CIBAR« in Washington, D.C. In: RuG Jg. 28 (2002), H. 1/2, S. 71f. Vorträge auf den Tagungen 2001, 2002 (Stockholm) und 2003 (Moskau) sind in Buchform dokumentiert; vgl. Oliver Zöllner (ed.): Reaching Audiences Worldwide. Perspectives of International Broadcasting and Audience Research (= CIBAR Proceedings, Vol. 1), Bonn 2003; ders.: Beyond Borders. Research for International Broadcasting (= CIBAR Proceedings, Vol. 2), Bonn 2004.

BIRTH

Europäische Fernsehgeschichte online

Hinter der Akronym BIRTH verbirgt sich die Bezeichnung »Building an Interactive Research and Delivery Network for TV Heritage« für ein dreijähriges, von der EU gefördertes Projekt, an dessen Ende ein Webportal rund um die TV-Geschichte in Europa stehen wird.

Warum ein Webportal zur Fernsehgeschichte?

Seit der Erfindung des Fotos im 19. Jahrhundert war der Siegeszug der audiovisuellen Medien nicht mehr aufzuhalten. Es kann mit Fug und Recht behauptet werden, dass das kollektive Gedächtnis des 20. Jahrhunderts durch Radio, Film und TV geprägt wurde. Umso bedenklicher ist der schwierige, wenn nicht unmögliche Zugang zu den Quellen, sei es für die Forschung und Lehre, sei es für den interessierten Laien.

Die audiovisuellen Archive haben in den seltensten Fällen den Auftrag oder auch die Ressourcen, die wissenschaftliche Auswertung der bei ihnen verwahrten Materialien zu betreiben und zu publizieren, ja sie können die Quellen oft nicht einmal der Wissenschaft zur Verfügung stellen – und das mit Medien, zu deren Charakteristika die relativ einfache Vervielfältigung gehört.

Die erwähnten Defizite werden immer dann besonders deutlich, wenn Jubiläen anstehen. So haben sich auch verschiedene TV-Anbieter Europas in den letzten Jahren vor dem Problem gesehen, ihr 50-jähriges Bestehen zu feiern, ohne dass der frühe Bestand an audiovisueller Überlieferung genügend aufgearbeitet gewesen wäre.

Das BIRTH-Konsortium

Aus den genannten Gründen haben sich vor fast zwei Jahren europäische Content Provider einerseits und technische Partner andererseits im Projekt BIRTH zusammengeschlossen, das die Einrichtung eines Webportals zur europäischen TV-Geschichte zum Ziel hat. Im Rahmen des Media+-Programms der EU fand der Projektvorschlag Gehör und wird insgesamt drei Jahre lang (1.1.2003 - 31.12.2005) gefördert. Zum Projektteam gehören: Die audiovisuellen Archive der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten BBC (UK), ORF (A), RTBF (B) und SWR (D), des Weiteren das nationale niederländische Archiv für Bild und Ton. Den Part des Projektmanagers und teilweise auch des technischen Partners hat das Joanneum Research aus Graz (A) übernommen, der Hauptteil der technischen Entwicklungsarbeit wurde der niederländischen Firma Noterik übertragen.

Orientierung an den Userwünschen

Am Anfang der Arbeit stand die Orientierung an den Wünschen der zukünftigen Nutzer. Mit einer Fragebogenaktion wurde erhoben, was potentielle User an Inhalt und Form auf einem Webportal zur TV-Geschichte erwarten. Es stellte sich heraus, dass es drei große Gruppen von Nutzern gibt, die unterschiedliche Anforderung an das BIRTH-Portal haben, denen – soweit im Rahmen des Projektes möglich – Rechnung getragen wird.

Die interessierte Öffentlichkeit will audiovisuellen Content schnell und problemlos browsen können, die akademische Community will Zugang zu spezifischen Inhalten für Forschung und Lehre und braucht zudem ein gesichertes Fundament an Metadaten. Die professionellen User wiederum sollen über BIRTH Materialien suchen und finden können, was sie für ihre Produktionen weiterverwenden können.

Das Konsortium hat sich, auch im Hinblick auf die eingangs erwähnten Probleme, darauf verständigt, den Bedürfnissen der interessierten Öffentlichkeit und der Wissenschaft höchste Priorität einzuräumen.

Der Inhalt des BIRTH-Portals

Neben Videoausschnitten aus den Programmen der Frühzeit des Fernsehens werden auf der BIRTH-Website auch Audiobeispiele, Fotos, Scans von Programmübersichten und eine eigene »Library« mit Texten zu Fragen der Fernsehgeschichte zu finden sein. Hier setzt das akademische Netzwerk an, das auf Anregung des BIRTH-Konsortiums von KollegInnen der Universität Utrecht (NL) ins Leben gerufen wird. Ziel ist, Vertreter der Forschung zum Thema Fernsehgeschichte aus ganz Europa zusammenzubringen, die ausgehend von BIRTH Forschungsvorhaben auf europäischer Ebene überlegen und durchführen sollen. Ansprechpartner für dieses akademische Netzwerk, das sich gerade konstituiert und noch PartnerInnen sucht, sind Prof. Sonja de Leeuw (<http://www.let.uu.nl/~Sonja.deLeeuw/personal/>, email: Sonja.deLeeuw@let.uu.nl) und Dr. Andreas Fickers (email: Andreas.Fickers@let.uu.nl). Besonders Augenmerk soll unter FachkollegInnen der Frage gelten, inwieweit es möglich ist, bei der Erforschung der Geschichte des TV die nationalen Ebene zu verlassen und unter einem gesamt-europäischen Aspekt zu arbeiten.

Multilinguality

Im Februar 2005 ging die erste Version des Webportals online, die neben den genannten Materialien von jedem Archivpartner auch eine Reihe von Funktionalitäten (einfache und spezialisierte Suchfunktion, verschiedene Videofile-Qualitäten, Community-Mailingliste, etc.) bietet, von denen der multilinguale Thesaurus hervorzuheben ist. Er erlaubt die Suche nach Keywords in den Sprachen der BIRTH-Partner und ist so ausgelegt, dass er jederzeit um Begriffe und Sprachfassungen erweitert werden kann. Auch die Texte der »Library« werden nicht nur in der Muttersprache des Verfassers, sondern auch in Englisch auf dem Portal zu finden sein, um weitgehende Transparenz und Verständigung zu ermöglichen.

Es ist das zentrale Anliegen der Projekt-Partner, dass das BIRTH-Portal auch über die Zeit der Förderung durch die EU hinaus weiterbesteht und die Anzahl der Materialien und der Partner ausgeweitet wird, so dass einige der erwähnten Defizite auf Dauer behoben werden können.

Kontakte sind herzustellen über:
<http://www.birth-of-tv.org>, alexander.hecht@orf.at
 bzw. birth@beeldengeluid.nl.

Alexander Hecht, Wien

Rezensionen

Edgar Lersch / Helmut Schanze (Hrsg.)

Die Idee des Radios.

Von den Anfängen in Europa und den USA bis 1933

(= Jahrbuch Medien und Geschichte 2004).

Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2004, 242 Seiten.

Rundfunkgeschichte wird traditionell in nationalen Kontexten geschrieben. Das ist nicht nur in Deutschland so, sondern auch in anderen Ländern. Dafür gibt es gute Gründe. Vor der großen Deregulierungs- und Globalisierungswelle im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts waren die meisten nationalen Rundfunksysteme recht klar voneinander abgegrenzt. Vieles war dadurch wirklich national bestimmt – vieles, aber eben nicht alles. Und selbst wenn es tatsächlich alles gewesen sein sollte, so wäre trotzdem die Frage interessant, ob es denn Unterschiede zwischen den jeweiligen Gegebenheiten gegeben habe oder nicht, und worauf dies zurückzuführen sein könnte.

Die Forderung nach international vergleichender Forschung ist deshalb in jedem Falle sinnvoll, und es ist dankenswert, dass der Studienkreis Rundfunk und Geschichte mit seiner Jahrestagung 2003 einen Schritt in diese Richtung unternahm. Die hier vorzustellende Veröffentlichung baut darauf auf, indem sie zum Teil die damals gehaltenen Vorträge wiedergibt, das Spektrum aber durch ergänzende Beiträge erweitert. Zu bedauern ist jedoch, dass anscheinend dem Zeitdruck der Jahrbuch-Herausgabe eine gründlichere Redaktion des Bandes geopfert wurde und deshalb recht heterogene Texte nebeneinander stehen. Nicht ganz nachvollziehbar ist dabei beispielsweise, dass ein Beitrag zur französischen Radio-Geschichte übersetzt, der andere aber auf französisch abgedruckt wurde. Und überhaupt: Warum gibt es gleich zwei Abhandlungen zu Frankreich, während es zu Italien keine gibt?

Von da ist es nur ein Schritt zu vielen weiteren Einwänden: dass viele Länder fehlen (was den Herausgebern selbstverständlich selbst schmerzlich bewusst ist); dass man sich manche Beiträge etwas ausführlicher, andere dafür wesentlich knapper wünschen würde; dass die Autoren zum Teil ganz unterschiedliche Konzepte verfolgen und überhaupt von einer stringenten vergleichenden Perspektive überhaupt nicht gesprochen werden kann – es werden nur verschiedene nationale Perspektiven nebeneinander gestellt, und es bleibt Sache des Lesers, sich selbst am Vergleich zu versuchen. Aber immerhin: Erstmals werden entsprechende Materialien überhaupt dem einfachen Zugriff zur Verfügung gestellt. Man braucht sich nicht erst die umfangreiche Dissertation von Theodor Venus über die Anfänge des Rundfunks in Österreich zu besorgen oder die fulminante Studie von Paddy Scannell und David Cardiff über jene in Großbritannien und manche andere mehr.

Ein Glücksriff gelang den Tagungs- und Sammelbandorganisatoren vor allem durch die Verpflichtung des Tübinger Volkskundlers Kaspar Maase, der mit seinem Beitrag »Jetzt kommt Dänemark«. Anmerkungen zum Gebrauchswert des frühen Rund-

funks« die Leistungsfähigkeit der volkskundlichen »Froschperspektive« demonstriert, ohne deshalb die »Weltsicht der Störche« in der traditionellen rundfunkgeschichtlichen Forschung zu verwerfen (S. 49). Maase macht überzeugend klar, dass mit Blick auf die damalige mediale Konkurrenzsituation der Erfolg des Radios völlig neu zu begründen ist: Als Unterhaltungsmedium unterlag es Grammophon und Film, als Informationsmedium der Presse. »Der besondere Verbund von Information und ästhetisch-emotionalen Erfahrungen (vor allem durch Musik) machte die konkurrenzlose Anziehungskraft des Funks aus« (S. 61), ist die Grundthese des mit der Massenkultur des Kaiserreichs und der Weimarer Republik bestens vertrauten Volkskundlers.

Die daran anschließenden Beiträge, die den Gegebenheiten in den USA (Hilmes), in Großbritannien (Scannell), in Frankreich (Duval und Ulmann-Mauriat), in Spanien (Albert), in der Tschechoslowakei (Cabelova), in Österreich (Venus) und in der Schweiz (Schade/Ganz-Blättler) gewidmet sind, verfolgen diese Perspektive naheliegenderweise nicht weiter, ja sie geben noch nicht einmal entsprechende Hinweise in diese Richtung. Sie machen allerdings deutlich, in welchem Ausmaß von Anfang an die Rundfunkentwicklung jeweils staatlich kontrolliert und determiniert war. Ob dies aber tatsächlich auch in den USA vergleichbar wie in Europa der Fall war, muss offen bleiben. Michele Hilmes überschätzt da wohl etwas den »unprecedented degree of federal oversight and control exercised over US radio« (S. 73).

Die Ursache davon könnte dasselbe Problem sein, das auch Edgar Lersch zu einer kühnen, aber wahrscheinlich in die Irre führenden These verleitet hat. Wenn er apodiktisch formuliert: »Deutschland ging keine Sonderwege, sondern folgte einer allgemein vertretenen ›Idee des Radios‹ in der Zwischenkriegszeit« und dabei gleichsam nebenbei die Unterschiede zwischen dem Rundfunk der Republik und des NS-Staats einebnen (S. 45), so hat er auf der Organisationsebene sicherlich recht. Und auch das »Konzept, mit Hilfe des Radios ›Volksgemeinschaft‹ herzustellen« (ebd.), wurde sicherlich nicht nur von den deutschen Nationalsozialisten vertreten. Trotzdem dürfen gravierende inhaltliche Unterschiede, die sich auf ganz verschiedene Kulturkonzepte zurückführen lassen, zwischen den verschiedenen Staaten nicht übersehen werden. Sie differenzieren die nationalen Rundfunkangebote innerhalb Europas und in den USA. Leicht ist an dieser Stelle der Bogen zu Maases These des »besonderen Verbunds von Information und ästhetisch-emotionalen Erfahrungen« zu schlagen: In der (durch empirische Forschung näher zu qualifizierenden) jeweiligen Art und Weise lag das spezifisch Nationale.

Fragen anzustoßen, die ansonsten kaum gestellt würden, ist die besondere Leistung vergleichender Forschung. Der Studienkreis-Sammelband leistet in dieser Hinsicht einen wichtigen Beitrag für die deutsche Rundfunkgeschichte.

Konrad Dussel, Forst

Hans Jürgen Koch / Hermann Glaser
Ganz Ohr.

Eine Kulturgeschichte des Radios in Deutschland.
 Köln u.a.: Böhlau Verlag 2005, 376 Seiten.

Kulturgeschichte hat Konjunktur. Warum nicht also auch eine Kulturgeschichte des Radios? Das werden sich auch Hans Jürgen Koch und Hermann Glaser gedacht und munter drauf los geschrieben haben. Und um das Urteil gleich vorweg zu nehmen: So ist das ganze Buch dann geworden – recht locker formuliert (ohne unsachlich zu werden); in weiten, allerdings nicht allen, Bereichen gut informiert; und übersichtlich gegliedert; aber von methodologischer Reflexion, von ausdrücklichem Nachdenken über Themen und Möglichkeiten dessen, was sich »Kulturgeschichte des Radios« in Abgrenzung zu seiner Organisations-, Wirtschafts-, Technik- oder Programmgeschichte nennen könnte, keine Spur. Die Skepsis gegenüber einem inflationär gebrauchten Etikett wird einmal mehr bestätigt.

Schon die Gliederung des Buches folgt weitgehend altbewährten Bahnen: ein Kapitel für die Weimarer Republik, eines für das Dritte Reich, eines für die Besatzungszeit und eines für das geteilte Deutschland mit zwei Unterkapiteln für Bundesrepublik und DDR, schließlich ein kurzer »Ausblick auf die Zukunft des Radios«. Eine gewisse Verblüffung muss sich allerdings einstellen, wenn man sich die jeweiligen Seitenzahlen betrachtet: Die Jahre von 1945 bis 1949 erhalten genauso viel Raum wie die Jahre von 1949 bis 1990, BRD und DDR gemeinsam. Handelt es sich damit um eine besonders profunde Darstellung einer wichtigen Umbruchphase der deutschen Geschichte, in der viele kulturelle Traditionen gebrochen oder in völlig neue Kontexte umgeleitet wurden? Das Gegenteil ist richtiger: Vor allem der ziemlich knappe Abschnitt zur BRD-Zeit ist von einer Beliebigkeit, dass man sich fragt, ob denn da niemand lektoriert hat, ob unter dem Etikett »Kulturgeschichte« einfach alles versammelt werden darf.

Es soll ja nicht in Abrede gestellt werden, dass Hinweise zur wirtschaftlichen Situation der 1950er Jahre, zu Adenauers Fernsehpolitik und zu den Rängeleien von Parteien und Bundesländern wegen der Einführung des dualen Rundfunksystems in einer Radiogeschichte durchaus ihre Berechtigung besitzen. Die Frage ist nur, wie ausführlich und mit welcher Absicht dies zu geschehen hat. Wie wirkten sich die materiellen Umstände des »Wirtschaftswunders« auf das Radio – seine Produktion und seine Rezeption – aus und welche Veränderungen gab es in den 1960er, 1970er und 1980er Jahren, so wird man sich etwa fragen, und erhält auch nicht ansatzweise Antwort. Wie fern die Autoren dem Medium gerade in diesen Jahren bleiben, ist nicht zuletzt daran abzulesen, dass dem gesamten Musikbereich keine einzige Zeile gewidmet wird – weder der E-Musik und ihrer immensen Bedeutung für die Rundfunkanstalten selbst, noch der für die Hörer noch viel wichtigeren U-Musik. Dass sich gerade auf ihrem Feld seit den 1960er Jahren ein epochaler Wandel mit dem Einbruch von Beat, Rock und Pop vollzog – von Koch/Glaser erfährt man darüber nichts.

Die anderen Kapitel verdienen weitaus weniger Kritik; sie bieten mehr oder minder knappe Zusammenfassungen der vorliegenden Literatur, wenn auch mit ganz unterschiedlichen Schwerpunkten. Bei der Weimarer Republik wird das Programm recht anschaulich beschrieben, allerdings den Hörkontexten genauso wenig Aufmerksamkeit gewidmet wie den Produktionsbedingungen. Beim Dritten Reich werden die Grenzen der Propagandawirkung kaum gestreift, genauso bei der DDR. Unerfindlich bleibt auch, warum ein Abriss der Biografie Hans Bredows, des maßgeblichen Mitbegründers des deutschen Rundfunks in der Weimarer Republik, im Kapitel zur Besatzungszeit platziert wird – und noch dazu als fünfseitige Wiedergabe eines von Winfried B. Lerg verfassten Zeitschriftenartikels (S. 189-194).

Konrad Dussel, Forst

Ulrich Heitger
Vom Zeitzeichen zum politischen Führungsmittel.

Entwicklungstendenzen und Strukturen der Nachrichtenprogramme des Rundfunks in der Weimarer Republik 1923 - 1932
 (= Kommunikationsgeschichte, Bd. 18).
 Münster: Lit Verlag 2003, 500 Seiten.¹

Das zentrale staatliche Konzept für das im Deutschland der 20er Jahre neu begründete Medium Rundfunk war eigentlich ganz einfach: Mehrere mit privatem Kapital finanzierte Regionalgesellschaften sollten die unterhaltenden Teile des Programms bereit stellen, die Nachrichten und politischen Sendungen waren dagegen von einer zentralen staatlichen Stelle zu liefern, der späteren »Drahtlosen Dienst AG« (Dradag). Die Verwirklichung dieser Vorstellung stieß jedoch auf diverse Schwierigkeiten, die man mit etlichen Ergänzungen zu beheben suchte. Am Ende entstand ein Organisationsmonster, das besonders durch vielfältige Kontrollmechanismen gekennzeichnet war.

Vor allem die Entstehung und Entwicklung der Schlüsselinstitution Dradag fand rundfunkhistoriographisch viel Beachtung. Bahnbrechend waren die Arbeiten Winfried B. Lergs, die zuletzt von Horst O. Halefeldt zusammengefasst und ergänzt wurden, nachdem sich auch Rainer Krawitz des Themas angenommen hatte.² Die organisations- und personengeschichtlichen Aspekte des von Chefredakteur Josef Rauscher geführten Betriebs sind in ihnen gut dargestellt. Keine Behandlung fand dagegen das eigentlich Interessierende: die Nachrichten selbst. Und dies hat einen einfachen Grund: Von ein paar wenigen Einzelmeldungen und Manuskripten abgesehen, hat sich überhaupt kein Material erhalten, anhand dessen es möglich wäre, die Spezifika der damaligen Rundfunknachrichten zu analysieren und mit den Gegebenheiten bei der Presse zu vergleichen. Nun hat Ulrich Heitger auf der Basis seiner bereits 1997/98 in Münster vorgelegten Dissertation das Thema behandelt, und die Frage liegt natürlich nahe: Hat er neue Quellen gefunden, die Aussagen auch über die Inhalte der Nachrichtenprogramme zulassen? Die Antwort ist ein klares Nein. Auch Heitger kann nichts Neues zu den Aussagen der Rundfunkmeldungen be-

richten; dieser weiße Fleck in der Rundfunkgeschichte bleibt bestehen.

Die nächste Frage ist zwangsläufig: Womit füllt Heitger seine Seiten? Legitimerweise fasst er zunächst einmal zusammen, was bereits vorhanden und bekannt ist. Dazu holt er in seinem ersten Teil »Rahmenbedingungen« vielleicht ein bisschen weiter aus, als nötig wäre, aber eine übersichtliche Binnengliederung ermöglicht durchaus selektive Lektüre. Nur der zentrale Abschnitt über die Dradag ist als solcher überhaupt nicht im Inhaltsverzeichnis auszumachen.

Heitgers wesentlicher Beitrag zur Rundfunkgeschichte der Weimarer Republik ist das erste Kapitel seines zweiten Teils »Programmstrukturen und -entwicklung«. Auf mehr als 200 Seiten analysiert er die Nachrichten- und Informationsprogramme der zehn Sendegesellschaften, soweit dies auf der Basis der Ankündigungen in den Programmzeitschriften und verschiedener Aktenmaterialien möglich ist. Detailliert zeigt er für jede der neun Regionalgesellschaften sowie die zentrale Deutsche Welle, in welchem Ausmaß Nachrichten in die Programme aufgenommen wurden und welchen Stellenwert die Dradag-Meldungen dabei besaßen.

Wie so häufig wird deutlich, dass auch beim Rundfunk in der Weimarer Republik klar zwischen Anspruch und Wirklichkeit getrennt werden muss. Heitger kann zeigen, dass die Dradag-Nachrichten keineswegs eins zu eins in die Programme übernommen wurden. Eine Vielzahl technischer und organisatorischer Probleme sind dafür namhaft zu machen, aber auch die Lücken der Vorgabe selbst. Abgesehen von klar als solche bezeichneten »Auflagennachrichten« hatten die Gesellschaften nämlich ein gewisses Auswahlrecht. Sie durften weglassen, was ihnen nicht passte. Und sie durften gewisse, klar definierte Ergänzungen vornehmen. Artikel 6 der zentralen Richtlinie bestimmte: »Die Gesellschaft kann unpolitische Nachrichten, wie insbesondere Sport-, Wetter- und Wirtschaftsnachrichten, auch von anderen Stellen beziehen. Sie kann ferner lokale Nachrichten aus ihrem Bezirk verbreiten, aber immer unter Wahrung der Richtlinie 1« (zit. S. 77) (in der die prinzipielle Überparteilichkeit der Nachrichtendienste verlangt wurde). In der Praxis waren danach geradezu skurrile Folgen zu beobachten: »Im Frühjahr 1927 stellte sich zur allgemeinen Überraschung heraus, dass die Sürag (die Süddeutsche Rundfunk AG in Stuttgart) die Dradag-Meldungen zwar aufnahm, jedoch nicht im Tagesnachrichtendienst verwendete, sondern lediglich dem Vorsitzenden des Überwachungsausschusses zur Begutachtung vorlegte« (S. 254). Die Stuttgarter Gesellschaft verbreitete um diese Zeit überhaupt keine Dradag-Meldungen, außer den vorgeschriebenen Auflage-Nachrichten. Und das waren im ersten Halbjahr 1927 gerade einmal drei Stück. »Da die Sürag laut Geschäftsbericht 1927 keine anderen allgemeinen Nachrichtenquellen abonniert hatte, bleibt die Frage offen, was seit Herbst 1926 unter der Rubrik »Tagesnachrichten« gesendet worden war«, stellt Heitger zu recht fest (S. 255).

Überhaupt muss man sich von heutigen Vorstellungen über das Nachrichtenangebot frei machen, wenn man sich den Radioprogrammen der Weimarer Republik nähert. 1928 kündigte die Sürag genau drei

Nachrichtentermine pro Tag an – um 11.00 Uhr, um 14.00 Uhr und um etwa 22.00 Uhr. In der damaligen Haupthörzeit von etwa 19.00 bis 22.00 Uhr gab es um 19.45 Uhr nur einen Wetterdienst. Dabei vertraten die Stuttgarter durchaus keine Extremposition. Die Berliner Funk-Stunde hatte um dieselbe Zeit eher ein noch geringeres Angebot; auch hier war der Abend bis 22.00 Uhr völlig nachrichtenfrei. Es dauerte bis 1932, bis bei sechs der zehn Gesellschaften ein abendlicher Nachrichtentermin vor 22.00 Uhr eingeführt worden war.

Heitgers flotter Buchtitel weckt Erwartungen, die nicht erfüllt werden. Wohl beschreibt er kurz das berühmte-berühmte, seit 1910 gesendete »Nauener Zeitzeichen«, für dessen Durchgabe zwischen 12.55 und 13.05 Uhr bis Mitte 1927 jeder andere Funkverkehr (und damit auch die Radioprogramme) unterbrochen werden musste (S. 373f.). Und genauso geht er auch auf die Umformung der Dradag zum politischen Führungsmittel ein, die bereits vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten im Sommer 1932 vollzogen wurde (S. 118ff., S. 451f.). Über die dazwischen liegenden inhaltlichen Veränderungen kann er jedoch nur wenig sagen. Immerhin tragen seine Programmstrukturanalysen aber dazu bei, die grundsätzlichen Möglichkeiten des Nachrichtenwesens im Rundfunk der Weimarer Republik nicht allzu hoch zu veranschlagen.

Konrad Dussel, Forst

- 1 Erstveröffentlichung im Internet-Forum »Humanities – Sozial- und Kulturgeschichte« (H-Soz-u-Kult), 7.4.2004.
- 2 Winfried B. Lerg: Die Entstehung des Rundfunks in Deutschland. Frankfurt am Main 1965; ders.: Rundfunkpolitik in der Weimarer Republik. München 1980; Rainer Krawitz: Die Geschichte der Drahtloser Dienst AG 1923-1933. Diss. phil. Köln 1980; Horst O. Halefeldt: Sendegesellschaften und Rundfunkordnungen. In: Joachim-Felix Leonhardt (Hrsg.): Programmgeschichte des Hörfunks in der Weimarer Republik. München 1997, Bd. 1, S. 23-339 (zur Dradag v.a. S. 114ff.).

Hans-Jörg Koch

Das Wunschkonzert im NS-Rundfunk.

(= Medien in Geschichte und Gegenwart, Bd. 20).

Köln u.a.: Böhlau 2003, 402 Seiten.

Hinter dem etwas irreführenden Titel verbirgt sich eine sorgfältig erarbeitete Studie zum Einsatz und zur Funktion von Unterhaltungsmusik im Rundfunk Deutschlands von 1933 bis 1945. Unter Verwendung einer Vielzahl teilweise bislang noch wenig erschlossener Quellen wird die Kultur- und Rundfunkpolitik in der NS-Zeit unter einem speziellen Gesichtspunkt transparent.

Die Studie macht überzeugend deutlich, dass die »Machtübernahme« 1933 zu keinem starken musikkulturellen Bruch im Rundfunk führte. Tendenzen, ein verstärkt propagandistisches Programm zu gestalten, in dem etwa häufiger »verehrte Klassiker« wie Bach, Beethoven oder Brahms ausgestrahlt werden, konnten sich langfristig nicht durchsetzen. Stattdessen war

immer mehr leichte Unterhaltungsmusik zu hören, die an der Heimatfront von Kriegssorgen und Alltagsnöten ablenken und an der Front für Ablenkung und Entspannung sorgen sollte. Zudem erhoffte man sich die Förderung einer völkischen Gemeinschaft, was während des Krieges in der Sendung »Wunschkonzert für die Wehrmacht« besonders augenscheinlich wurde. Sie stand unter dem Motto »Die Front reicht ihrer Heimat jetzt die Hände – die Heimat aber reicht der Front die Hand« stand. Gerade durch ihren unpolitischen Gestus wirkte die Unterhaltungsmusik hier, aber auch in vielen anderen Lebenszusammenhängen, propagandistisch erfolgreich.

Kochs intensive Beschäftigung mit leichter Unterhaltungsmusik ist von einer angenehm zurückhaltenden Art. Sie verzichtet darauf, vorschnell zu abwertenden Urteilen über die Kulturschaffenden und die Musik selbst zu kommen, wie sie häufig in der einschlägigen Literatur zu finden sind. So weist er auf Recht darauf hin, dass die künstlerische Qualität (Text und Musik) vielfach auf hohem Niveau angesiedelt war, spricht dabei die Künstler jedoch nicht von jeglicher politischer Verantwortung frei, die in einer vom Regime inszenierten, aber von vielen Künstlern gern angenommenen Welt des »schönen Scheins« lebten und dabei allzu leicht ausblendeten, dass sie persönlich z.B. sehr stark von der Vertreibung jüdischer Künstler profitierten.

Im Anhang finden sich u.a. Kurzdarstellungen zu wichtigen Komponisten, Textdichtern und Interpreten mit Angaben zur Biographie und zum künstlerischen Werk sowie ein Personenregister.

Koch leistet mit seiner Arbeit einen wichtigen Beitrag zu einem bislang zu wenig erforschten Aspekt des Alltags im Nationalsozialismus.

Thomas Münch, Würzburg

Schanett Riller

Funken für die Freiheit.

Die U.S.-amerikanische Informationspolitik gegenüber der DDR von 1953 bis 1963 (= Studien und Texte zur amerikanischen Kultur und Geschichte, Bd. 20).

Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2004, 299 Seiten.

Die Autorin geht davon aus, dass zur Außenpolitik mehr gehöre als allein Diplomatie, also Gipfeltreffen und Außenministerkonferenzen, vorbereitet von Diplomaten hinter verschlossenen Türen, sondern auch (Außen)Wirtschafts- und Militärpolitik. Als vierten Bereich sieht sie die Informationspolitik bzw. die psychologische Kriegführung – geschuldet dem Umstand, dass in den 50er und 60er Jahre Kalter Krieg herrschte – und nicht die auswärtige Kulturpolitik. Gerade in den Ländern, in denen der Einfluss der USA in dieser Zeit äußerst gering blieb – und das galt gerade für die DDR, in der die USA kaum präsent waren – musste sie auf den Informationsfaktor größten Wert legen.

Schon 1945/46 wurde deswegen der Rundfunk im amerikanischen Sektor (RIAS) Berlin ins Leben gerufen, um sich in der Viersektorenstadt Gehör zu verschaffen, da die Sowjets sich geweigert hatten, den Westalliierten Sendezeiten in dem von ihnen dominierten Berliner Rundfunk einzuräumen. Anfang der 50er Jahre wurde der Programmauftrag des RIAS für ganz

Deutschland erweitert, flankiert von weiteren – neben der »offiziellen« Voice of America – in dieser Zeit etablierten »officially non-official« amerikanischen Rundfunkstationen wie Radio Free Europe, zuständig für die sowjetischen Satellitenstaaten, und Radio Liberty mit Sendungen für Hörer in der Sowjetunion.

Nach einleitenden Ausführungen zur Informationspolitik als vierte Dimension amerikanischer Außenpolitik befasst sich die Autorin in einer knappen Übersicht damit, auf welchen Ebenen die US-Regierungen unter den Präsidenten Eisenhower und Kennedy sich der Bedeutung des Rundfunks als Instrument internationaler Politik bewusst geworden sind. Im Zentrum ihres Interesses steht paradigmatisch für diese Zeit der RIAS Berlin, dem sie mehr als zwei Drittel ihres Buches widmet. Gestützt auf Dokumente in Archiven in Deutschland, vor allem aber in den USA, wird die Entwicklung des RIAS als Institution beschrieben – beispielsweise die Rolle der Amerikaner, die Finanzierung und die Beobachtung seiner Aktivitäten durch die DDR-Staatssicherheit. Ein zweiter Schwerpunkt bildet die Analyse der politischen Wortsendungen – geteilt in Kommentare zur Lage außerhalb und innerhalb der DDR. Die Verfasserin kommt zum Schluss, dass der RIAS es mit seiner Berichterstattung – entlang der USA-Informationsstrategie – vermochte, über die Stichworte »westliche Demokratie und kulturelle Freiheit« für den Westen zu werben und gleichzeitig »die Identifikation der Ostdeutschen mit ihrem Gesellschaftssystem gering und ihre Unzufriedenheit hoch zu halten«. (S. 254)

Ansgar Diller, Wiesbaden

Monika Boll

Nachtprogramm.

Intellektuelle Gründungsdebatten in der frühen Bundesrepublik (= Kommunikationsgeschichte, Bd. 19).

Münster: Lit Verlag 2004, 270 Seiten.

Längst ist es eine Legende aus der großen Zeit des deutschen Radios: das »Nachtprogramm«, das es ja keineswegs nur im Singular gab. Wenn auch die Namen wechselten, ein anspruchsvolles Bildungsprogramm leisteten sich wenige Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs alle Rundfunkstationen der westdeutschen Zonen. In verschiedenen Darstellungen zur Rundfunkgeschichte wurde es allenfalls am Rande behandelt, einen systematischen Überblick gab es bislang nicht. Jetzt liegt er vor – unter dem speziellen Blickwinkel einer »Rekonstruktion der intellektuellen Selbstverständigung innerhalb der frühen Bundesrepublik« (S. 11). Diese Debatten zur Selbstverständigung haben bevorzugt im Radio stattgefunden und stehen deswegen im Zentrum von Bolles Darstellung. Sie seien zunehmend unter Soziologen geführt worden und bewegten sich zwischen Kulturkritik und neuem Gesellschaftsdiskurs, schreibt sie bereits in der Einleitung. So spielen auch im Folgenden die Hauptakteure der Debatten eine große Rolle ganz im Sinne einer »Intellectual History«. Monika Boll behandelt auch die rundfunkhistorischen Fragen immer unter diesem Gesichtspunkt.

Das erste Kapitel ist mit »Die Flucht aus der Moderne« überschrieben und zeigt, wie zunächst in den

Printmedien versucht wurde, an den Idealen der Klassik anzuknüpfen, während Vertreter der »jungen Generation« diesen Appell an überzeitliche und ewige Kulturwerte deutlich als das kritisierten, was er bedeutete: Gegenwartsflucht. Nach dem Ende des Zeitschriftenbooms, beschleunigt durch die Währungsreform 1948, bot der Rundfunk den Intellektuellen eine neue, zudem lukrativere Plattform. Das Vorbild lieferte das Third Programme der BBC, das beim Sender der britischen Besatzungsmacht in Hamburg Ende 1947 adaptiert wurde als erstes »Nachtprogramm«. Radio Frankfurt folgte 1948 mit einem »Mitternachtsstudio«, ebenso wie Radio München. Köln richtete 1949 sein »Nachtprogramm« ein, der Südwestfunk begann 1952 mit seinem »Nachtstudio«. Allerdings besaß er mit der »Aula« ebenso wie der RIAS mit seiner »Funk-Universität« bereits eine eigene Sendereihe mit Vorträgen von Universitätsgelehrten.

Schriftsteller, Journalisten und Wissenschaftler, Autoren aus den Printmedien prägten das Programm, wenige Remigranten und viele, die mehr oder weniger unbeschadet das Dritte Reich überstanden hatten. Boll porträtiert sie, geordnet nach den einzelnen Sendern in Hamburg, Frankfurt und Baden-Baden, voran Jürgen Schüddekopf (NWDR), Alfred Andersch (HR) und Herbert Bahlinger (SWF). »Die Sendung der Kulturkritik« ist das zweite Kapitel überschrieben und markiert damit, worum es inhaltlich am Anfang ging, um eine Rückkehr zu bürgerlichen Bildungstraditionen, einer Flucht ins apolitische Kultur-Asyl. Dass diese Haltung sich vor den Ohren des Radiopublikums wandelte in einen stärker gegenwartsbezogenen Diskurs, sei, so Boll, dem Wiedererstarken der Soziologie zu verdanken, die sich zunehmend an amerikanischen Standards empirischer Forschungen und Betrachtungen ausrichtete.

Breiter Raum wird dieser Entwicklung im dritten Kapitel »Die westdeutsche Soziologie zwischen Gesellschaftsdiskurs und Kulturkritik« gegeben, ehe im vierten Kapitel geschildert wird, wie sie sich im Radio spiegelte. Anhand einzelner Sendungen und Sendereihen wird sie nachvollzogen, wobei die Autorin nicht müde wird, auf die freundschaftlichen Verbindungen zwischen Redakteuren und Autoren hinzuweisen. Arnold Gehlen war mit Herbert Bahlinger vom SWF befreundet, René König verbündete sich mit Gerhard Sczesny vom BR, der HR wurde zum nahe liegenden Haussender des Instituts für Sozialforschung, der Frankfurter Schule und ihrer Protagonisten Max Horkheimer und Theodor W. Adorno. Das fünfte und letzte Kapitel »Intellektuelle Ortsbestimmungen Mitte der fünfziger Jahre« schließlich handelt von den aufziehenden Kontroversen innerhalb der Soziologie zwischen Empiristen und Vertretern der Kritischen Theorie, die mit dem Ende der Adenauer-Ära auch das Ende des Erfolgs der Nachtprogramme einläuteten.

Monika Boll gelingt eine überzeugende Darstellung der intellektuellen Debatten in der frühen Bundesrepublik und wird damit ihrem selbst gesteckten Ziel gerecht. Es wird fassbar, wie Biographisches und Argumentatives sich mischen, restauratives und modernes empirisches Denken sich wandelten unter sich verändernden gesellschaftlichen Verhältnissen. Auch dass die Nachtprogramme für derartige Debatten ein ideales Podium bildeten, wird deutlich. Demgegen-

über bleibt die Darstellung der Sendungen als Teil eines Gesamtprogramms etwas blass. Nur kurz wird erwähnt, dass in den Nachtprogrammen mehr stattfand, als die geschilderten Debatten der intellektuellen Eliten – sie waren auch ein, wenngleich selten genutzter, Platz für ästhetische Experimente im Bereich Hörspiel und Feature. Das ändert aber nichts an dem Verdienst dieser Arbeit, die Bedeutung des Mediums für die geistige Entwicklung in West-Deutschland nach 1945 angemessen gewürdigt zu haben.

Wolfram Wessels, Mannheim

Katharina Riege

Einem Traum verpflichtet.

Hans Mahle – eine Biographie.

Hamburg: VSA 2003, 466 Seiten.

Der erste Nachkriegsintendant des Berliner Rundfunks Hans Mahle (1911 - 1999) hat nahezu ein Jahrhundertleben gelebt, intensiv und aktiv, an den verschiedensten Schauplätzen der deutschen Geschichte. Katharina Riege, Historikerin am Institut für zeitgeschichtliche Jugendforschung Berlin und Spezialistin für die Geschichte der Jugendbewegungen, hat nun die erste Biographie Mahles vorgelegt. Sie geht damit nicht nur dem wechselvollen Leben des Kommunisten nach, sondern umreißt auch die Geschichte der deutschen und internationalen kommunistischen Kinder- und Jugendbewegung in den 20er und 30er Jahren, des illegalen kommunistischen Widerstandes in der NS-Zeit, der deutschen Emigranten in der Sowjetunion in den 30er und 40er Jahren, der Medienentwicklung in der sowjetischen Besatzungszone und in der DDR sowie der Sozialistischen Einheitspartei in (West-)Berlin (SEW). Wer sich über diese Abschnitte der jüngsten deutsch-deutschen Geschichte informieren will, findet in dem Buch spannende Schilderungen, die zudem flüssig und gut lesbar geschrieben sind.

In einer Biographie geht es nicht nur um die Fakten eines, wie hier ereignisreichen und abenteuerlichen Lebens. Sie muss sich zu einem Porträt des geschilderten Menschen runden, sein Verhalten, seine Lebensentscheidungen und -motivationen in den Zeitläuften deutlich machen. Die Autorin hatte in den letzten Lebensjahren des Porträtierten intensiven Kontakt zu ihm, sie zitiert ausführlich aus seinen Äußerungen. Diese verbindet sie mit den Ergebnissen ihrer Recherchen in deutschen und russischen Archiven und mit vorhandener Literatur zum jeweiligen Lebens- und Arbeitsbereich Mahles. Darüber hinaus gelingt es ihr, ein plastisches Bild von den Talenten und Stärken dieses Mannes zu zeichnen: Mahle war ein Macher, ein hervorragender Organisator, der Menschen motivieren, mobilisieren und Optimismus verbreiten konnte, gern kommunizierte und gesellig war. Ihn kennzeichneten Natürlichkeit, Offenherzigkeit und offenbar auch eine nicht unbeträchtliche Portion Naivität. Mit dieser Charakterisierung setzt Riege den im Hamburger kommunistischen Milieu Aufgewachsenen von Anfang an in Gegensatz zu den Betonköpfen in den Führungsetagen der deutschen und sowjetischen kommunistischen Parteien, erklärt damit letztlich die jähen Wendungen in seiner Partei- oder Berufskarrie-

re. Die Nibelungentreue gegenüber der Partei – die er mit vielen anderen Kommunisten gemeinsam hatte und die die Autorin nicht direkt so benennt, sondern als Verpflichtung gegenüber dem Traum von einer gerechten Gesellschaft wertet – haben bei Mahle trotz vieler Zurücksetzungen und Enttäuschungen niemals zu kritischen Reflexionen geführt. Seine eigene Rolle als Verantwortungsträger hat er nicht kritisch hinterfragt, auch nicht nach dem Zusammenbruch des Staatssozialismus. In den 90er Jahren war Mahle bei vielen Veranstaltungen gefragter Zeitzeuge, wo er sich nicht ohne Eitelkeit als Haudegen gegen Ulbricht, Honecker & Co. präsentierte. Jeder, der einmal mit ihm gesprochen hat, weiß, dass er kritische Nachfragen zu seinem eigenen Verhalten strikt zurückwies und nur seine Version des Geschehens zuließ.

Natürlich ist es berührend zu lesen, wie der junge Mann, etwas über 20 Jahre alt, sich Mitte der 30er Jahre bemühte, den Widerstand gegen den Nationalsozialismus zu organisieren und dabei sein Leben riskierte, während die Mehrheit seiner Altersgenossen sich der herrschenden Ideologie anpasste oder die späteren Attentäter des 20. Juli 1944 ihr noch freudig folgten. Und im Zweiten Weltkrieg, als seine Generation nahezu ohne Widerstand in den verbrecherischen Eroberungs- und Vernichtungsfeldzug zog oder seine journalistischen Berufsgenossen in PK-Kompanien ihr Handwerk ausübten oder lernten, verantwortete der gerade Dreißigjährige u.a. die Evakuierung eines Eisenbahnzuges mit Zivilisten ins Hinterland der Sowjetunion unter den chaotischsten Bedingungen. Der Respekt vor dieser Lebensleistung hat der Autorin wohl nicht erlaubt, die vielfältigen kritischen Nachfragen, die sie im Buch formuliert, ihrem Protagonisten selbst zu stellen. Das ist schade, denn so erscheinen viele Episoden aus Mahles Leben in diesem Buch nur so, wie er sie gesehen haben mochte, weil sie nicht in jedem Fall durch nachweisbare Fakten belegbar sind. Entscheidungen, die er als Partei- und Staatsfunktionär getroffen hat und die das Leben und die berufliche Entwicklung anderer Menschen betrafen, bleiben mitunter im Dunkeln oder werden als Anpassung an die Verhältnisse entschuldigt.

In diesem Zusammenhang besonders ärgerlich ist das Kapitel über Mahles Wirken als Intendant / Generalintendant des Rundfunks in der SBZ/DDR (1945-1952), immerhin die höchste berufliche Position seines Lebens. Die Autorin hat hierzu einige Archivalien aus dem Bundesarchiv Berlin und Zeitzeugenberichte genutzt, die zu DDR-Zeiten erschienen sind. Ansonsten folgt sie den Erzählungen Mahles, der sich als toleranter, demokratischer Intendant darstellt. Keine Frage: In den ersten Nachkriegsjahren war er sicher der joviale, umgängliche, unkonventionelle und arbeitswütige Rundfunkchef, der die chaotischen Verhältnisse mit Eigeninitiative und Ideenreichtum bewältigte. Dass er dabei aber von Anfang an den Parteirichtlinien folgen musste und wollte, auch wenn es noch keine täglichen Anweisungen wie später gab, hätte die Autorin der in den späten Jahren reichlich erschienenen Forschungsliteratur entnehmen können, in der die Organisations- und Programmgeschichte des ostdeutschen Nachkriegsrundfunks zum Teil im Detail aufgearbeitet ist. Politische Eingriffe in das Programm gab es schon in Mahles frühester Amtszeit

1945, der Auftritt Kurt Schumachers im Rundfunk, den die Autorin als Beweis für Mahles demokratisches Programmverständnis herausstellt, war ein arg zusammengeschnittener Mitschnitt einer öffentlichen Rede. Die öffentliche Rundfunkdiskussion mit dem NWDR im Juni 1948 hatte andere Hintergründe und Folgen, als die Autorin Mahle erzählen lässt. Mahle war nicht nur Opfer jener Parteianweisung, nach der Rundfunkmitarbeiter ab Ende der 40er Jahre nicht mehr in (West-)Berlin wohnen durften, er hat sie aktiv mitumgesetzt, u.v.a.m. Dass seine Berufung zum Generalintendanten eine verdeckte Degradierung war, ist mittlerweile bekannt. Dass er in dieser Position aber durchaus nicht ohne, wenn auch mit eingeschränktem Einfluss war, geht aus den Schilderungen hervor. Darüber hinaus werden zeitliche Zuordnungen mitunter verdreht.

Dem Motto des Buches »Einem Traum verpflichtet« folgend, hat die Autorin versucht, der Lebensmotivation eines deutschen Kommunisten im vergangenen Jahrhundert nachzuspüren, auf der Folie der »Wechselwirkungen zwischen Individuum und stalinistisch/autoritär geprägten Denkweisen und Strukturen«. Kann sie damit bei Lesern, die der kommunistischen Bewegung nicht nahe standen, oder bei jungen Menschen Verständnis für diese Motivationslage wecken, wenn Anpassung, Verdrängung und Nibelungentreue der Preis für das Festhalten an einer Vision waren? Warum konnte und wollte sich Mahle nach dem, für ihn nur vorläufigen Zusammenbruch seines Traumes nicht mit seinem eigenen Anteil an diesem Scheitern auseinandersetzen? Solche Fragen hat die Autorin leider nicht kritisch diskutiert, übrigens auch nicht das hin und wieder angedeutete männliche Prinzip, der Arbeit, der »Sache« alles, aber auch alles unterzuordnen. Demgegenüber wird in dieser Biographie mehr oder weniger deutlich das in Mode gekommene Erklärungsmuster der Dichotomie Betonköpfe versus ehrlicher Kommunist (und hier kreativer Aktivist) bemüht, dem ich so nicht folgen kann.

Ingrid Pietrzynski, Potsdam

Woo-Seung Lee Das Fernsehen im geteilten Deutschland (1952 - 1989).

Ideologische Konkurrenz und programmliche Kooperation (= Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, Bd. 29).

Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 2003, 379 Seiten.

Mit dieser Veröffentlichung legt Woo-Seung Lee Ergebnisse langjähriger Rechercharbeiten vor. Nach der obligatorischen Übersicht über den Forschungsstand bis Ende der 1990er Jahre versucht er, die verschiedenen Phasen des Programmaustausches zwischen Ost und West zu rekonstruieren und detailliert zu beschreiben. Da er sich hierbei vor allem auf die Darstellung von historischen Verläufen und Fakten konzentriert, auf eine tiefergehende Analyse jedoch weitgehend verzichtet, fällt es dem Rezensenten schwer, über eine Zusammenfassung der vielfältigen Informationen zu diesem komplexen Thema hinaus

auch die erkenntnistheoretische Position des Verfassers zu bewerten.

In jedem Fall aber erweist sich die geleistete Grundlagenforschung für die gesamtdeutsche Mediengeschichtsschreibung als ebenso relevant wie nutzbringend – hat sie doch erstmals in diesem Umfang und mit dieser Präzision auf die Kooperation zweier Fernsehsysteme in unterschiedlichen Gesellschaftssystemen aufmerksam gemacht und sowohl Divergenzen und Gemeinsamkeiten als auch Autonomiebestrebungen und Adaptionerscheinungen der nationalen Medienkulturen in West und Ost deutlich werden lassen. Wie in anderen europäischen Industriestaaten sind seit den frühen 1950er Jahren in beiden Teilen Deutschlands transnational agierende TV-Institutionen entstanden, die sich bei aller Souveränität und Eigendynamik beeinflusst oder überformt haben und deren spezifischer Programmwandel nur in einem globalen Kontext erklärbar ist. Allerdings lassen diese wechselseitigen Reaktionen keineswegs einen kontinuierlichen oder planmäßig gesteuerten Verlauf erkennen, sondern einen widersprüchlichen Prozess.

Interessanterweise agierte dabei nicht nur – so das langgehegte Vorurteil – die DDR-Seite aus rein politischem Kalkül und letztlich eher aus einer Position der Schwäche, sondern auch die bundesrepublikanischen Fernsehanstalten handelten keineswegs unabhängig und regierungsfern bzw. nur aus einer Position der Stärke. Beide Seiten waren entsprechend ihrer – selbstredend unterschiedlich gelagerten – Einbindung in das jeweilige System in ihrem Verhalten oder ihren Spielräumen eingeschränkt und der jeweiligen Staatsraison unterworfen.

Darüber hinaus unterstellt der Autor dem Fernsehen diesseits und jenseits der Grenze eine vergleichbare Motivation für die versuchte Meinungs- und Willensbildung sowie die praktizierte Einflussnahme auf das andere Medium und die gleichzeitige Abwehr von dessen Programm. Diese funktionale Ähnlichkeit konkretisiert er zunächst anhand der Angebote von ARD/ZDF, die sich entsprechend der historischen Entwicklung einem »nationalen Auftrag« verpflichtet sahen und DDR-Themen gattungsübergreifend mit freiheitlich-demokratischen Anspruch kritisch behandelt und interpretiert haben. Dem schließt sich die Sicht auf das DDR-Fernsehen an, das bis Mitte der 1960er Jahre eine offensive gesamtdeutsche Programmpolitik verfolgte und publizistisch wie fiktional auf die bundesrepublikanische Realität und den westlichen Lebensstil ablehnend reagiert hat. Der spätere Paradigmenwechsel von sozialistischer Erziehung und Bildung als vorrangigem Auftrag zum stetigen Ausbau eines nicht-operativen Unterhaltungsanteils in der Ära Honecker deutet der Autor als frühe »Konvergenz der beiden deutschen Fernsehprogramme« (S. 112).

Anschließend werden die vielfältigen Kooperationsformen zwischen Ost und West näher beleuchtet. Im Gegensatz zu seinen vergleichenden Ausführungen zuvor, beschreibt Lee hier vielfach Neuland und stellt bis dahin nicht ausgewertete Dokumente aus den Fernseharchiven vor. Er weist seit Ende der 1960er Jahren intensive Verbindungen zwischen den Fernsehsystemen nach, die sich nach dem Vier-Mächte-Abkommen über Berlin und dem Grundlagen-

vertrag zwischen Bundesrepublik und DDR sowohl in gegenseitigen Dienstleistungen als auch Im- und Exporten niederschlugen – trotz weiterhin gegensätzlicher ideologischer und medienstrategischer Voraussetzungen und Ziele eine nicht mehr abbrechende Zusammenarbeit mit kulturpolitischen wie wirtschaftlichen Absichten.

Die Kontaktpflege scheiterte nicht nur an einer versuchten Instrumentalisierung der Beziehungen durch statusbedachte DDR-Institutionen, sondern gleichermaßen an der unnachgiebigen Haltung der Bundesregierung. Diese hatte an ihrem strikten Alleinvertretungsanspruch festgehalten und bei der Inanspruchnahme technischer Hilfen bei Übertragungen oder Filmaufnahmen vor Ort eine De-facto-Anerkennung der DDR und ihrer Stellen zu verhindern versucht.

Auch wenn die wesentlich pragmatischer denkenden Rundfunkanstalten sich bemühten, die zunehmend anachronistische Abschottung zu unterlaufen, blieb ein Umgang selbst nach einer gewissen Normalisierung der Geschäftsverbindungen weiter schwierig. Umstritten war vor allem der Berlin-Status und damit die ARD-Zugehörigkeit des SFB. Als kompliziert erwiesen sich ferner die konkreten Arbeitsbedingungen auf dem Gebiet der DDR, weil offizielle Kontakte als internationale und nicht innerdeutsche Angelegenheiten definiert wurden. Dieser Logik folgend waren für die seit 1974 akkreditierten West-Korrespondenten das Außenministerium und seine nachgeordneten Dienststellen wie die »Auslandspresseagentur« oder »Panorama DDR« zuständig. Die ostdeutsche Seite versuchte in der Regel, inhaltlich wie organisatorisch möglichst viel Einfluss auf die Berichterstattung zu nehmen und beantragten Projekten im besten Fall den Status von Auftragsproduktionen unter ihrer vollständigen Kontrolle zu geben. Deshalb griffen die westdeutschen Anstalten in vielen Fällen notgedrungen auf unabhängige Teams zurück, die weniger behindert agieren konnten.

Durch diese Kompetenzverlagerung auf die staatliche Ebene konnte und durfte das DDR-Fernsehen nur selten als direkter Dienstleister auftreten. Was blieb, war der deutsch-deutsche Programmaustausch. Schon in der technisch bedingten Live-Phase der 1950er Jahre hatten ARD und DFF einige Sportereignisse aus dem jeweils anderen Land übertragen. Traten in Bezug auf die Bildregie selten Probleme auf, so stießen sich beide Seiten immer wieder an den Originalkommentaren der vor Ort zuständigen Ost- oder Westreporter. Als sich die permanenten Unstimmigkeiten zusätzlich durch fehlende Regelungen für die notwendige Bereitstellung und Verrechnung von Übertragungsleitungen durch die Post verstärkten und divergierende Standpunkte innerhalb der ARD zu keiner tragfähigen Lösung führten, wurde 1966 zunächst generell auf Übernahmen aus der DDR verzichtet.

Von ihrer restriktiven und regierungskonformen Haltung rückten die Anstalten erst mit Beginn der Entspannungspolitik in Zeiten der Großen Koalition wieder ab, so dass seit 1968 zumindest in Ausnahmefällen »künstlerisch wertvolle oder dokumentarisch interessante« DDR-Programme (Koordinierungsausschuss ARD/ZDF) auf den westdeutschen Bildschirmen erscheinen konnten.

Im Zuge dieser Lockerungen gingen ARD und ZDF fortan meist getrennte Wege. Wurden bis dato Ostproduktionen über private Zwischenhändler erworben, so trat die DEGETO als gemeinsame Einkaufsorganisation der ARD seit 1970 in direkten Kontakt mit dem DDR-Fernsehen und nahm regelmäßig an Programmvorführungen teil. Das ZDF hingegen verfügte über keine vergleichbare Einrichtung und blieb weiterhin auf die Zulieferung von externen Vertriebsfirmen angewiesen, weil es wegen politischer Vorbehalte nicht direkt mit DDR-Institutionen verhandeln wollte. Darüber hinaus wurde den Dritten Fernsehprogrammen im Zuge des zwischenstaatlichen Grundlagenvorvertrages die eigene Verantwortung für Ankauf und Ausstrahlung von DDR-Produktionen übertragen. Dies führte zu einem Anstieg der Übernahmen und wurde bundesseitig als Kulturaustausch in gegenseitigem Interesse gesehen und umgekehrt von der DDR als Zeichen politischer Anerkennung und devisenträchtige Einnahmequelle begrüßt.

Die Auswahl an ostdeutschen Fernsehstücken konzentrierte sich vor allem auf Literaturadaptionen, deren aufwändiger Herstellung sich die Westsender damit teilweise entledigen konnten, aber auch auf international compatible Unterhaltungsformate und Dokumentationen, die einen Einblick in die DDR-Gesellschaft vermittelt oder Aspekte der gemeinsamen deutschen Geschichte aufgriffen haben. Der Einkauf umfasste in den 1970er Jahren für die ARD insgesamt über 120 Produktionen und bewegte sich jährlich zwischen neun Sendestunden für einen Preis von rund 330 000 DM (1977) und 33 Stunden bzw. 1,16 Mio. DM (1979). Das ZDF hatte mangels weiterer Programmkanäle und Verwertungsketten im gleichen Zeitraum nur zehn DDR-Sendungen ausgestrahlt, wobei der Ankauf sich auf Schauspiele und das klassische Musikrepertoire beschränkte.

Bei diesen doch recht einseitigen Geschäften kann aber doch nicht ganz von einer Einbahnstraße von Ost nach West gesprochen werden, weil auch das DDR-Fernsehen – wenngleich in wesentlich geringerem Umfang – bundesdeutsche Fernsehprogramme erworben hat. Schon für die 60er Jahre lassen sich rund 50 Sendungen nachweisen, die trotz westdeutscher Bedenken über Zwischenhändler exportiert werden konnten. Auch in der Folgezeit bemühte sich das Fernsehen der DDR um attraktives Fremdmaterial wie Show und Varieté, aktionsreiche Filme und Serien sowie apolitische Dokumentationen und Reportagen. Der Einkauf konzentrierte sich einerseits auf Programme, die nicht zeitgleich im Westen wiederholt oder im Vormittagsprogramm gezeigt werden sollten; andererseits verlagerte er sich mehr auf das Angebot der Dritten Programme, die im Gegensatz zum Ersten und Zweiten nicht flächendeckend in der DDR zu empfangen war. Lee hat für die 1970er Jahre insgesamt 50 ARD-Produktionen mit einem Kostenumfang von ca. 650 000 DM angegeben – Importe, die allerdings nur 15% des Umfangs eigener Exporte mit einer Summe von 4,3 Mio. DM entsprachen. Zu diesem Erwerb ist noch ein bescheidener ZDF-Anteil mit nicht einmal zehn Hausproduktionen und Synchronisationen mit rund 19 Stunden hinzuzurechnen.

Dem relativ kleinen Volumen stand auf DDR-Seite aber eine überproportionale Ausstrahlung der insgesamt erworbenen Programme gegenüber: Hatten das erste und das zweite Westprogramm 34 Ostsendungen ausgestrahlt, so standen dem einschließlich Wiederholungen 57 Sendetermine für ARD/ZDF-Programme im Osten gegenüber – ein Indiz für Effektivitätsdenken und die Popularität dieser Ware, mit der die Partei- und Staatsführung ihr Gesamtprogramm verbessern und eine stärkere Zuschauerbindung erreichen wollte.

Der sich immer deutlicher abzeichnende Widerspruch zwischen Nachfrage und Angebot prägte insbesondere die letzte Dekade. Zum einen sollte das DDR-Fernsehen weiterhin »Reichtum und Vielfalt sozialistischer Filmkunst« pflegen und sich gegen »imperialistischen Kulturverfall« wenden (S. 231); zum anderen aber wurde die Unterhaltungsfunktion des Mediums immer mehr in den Mittelpunkt gerückt, um zu höherer Massenwirksamkeit und Konkurrenzfähigkeit zu gelangen. So waren die Verantwortlichen gezwungen, sich vor allem aktuelle und prominent besetzte Einzeltitel und Serien aus dem »nichtsozialistischen Ausland« zu sichern. An deren deutschsprachigen Lizenzen waren jedoch die Westsender ebenso interessiert wie die DEFA, die so als Mitbieter im eigenen Land auftrat und durch Vorkaufsrechte oder Sperrfristen die Fernsehhauswertung erschwerte. Für den dominanten Einsatz publikumsträchtiger Filme – vorherrschend waren neben bundesdeutschen Fernsehspielen cineastische Klassiker bzw. historische, literaturbasierte oder humorvolle Genres, Melodramen sowie Krimis und Abenteuer – hatte das DDR-Fernsehen die Programmstruktur auf beiden Kanälen mehrfach modifiziert und die Sendeplätze sowohl den Bedürfnissen des Publikums angepasst als auch gegenüber dem Schema von ARD und ZDF profiliert. Damit wird die These Knut Hickethiers von einer zunehmenden Angleichung der beiden deutschen Fernsehanbieter, die lange vor der politischen Einheit schon auf massenkultureller Ebene eine deutsch-deutsche Einigkeit erkennen ließen, bestätigt.

Diese Prioritätensetzung auf Importfilme westlicher Herkunft in den letzten Jahren der DDR setzte beachtliche medienpolitische Kompromisse voraus, die manchem Funktionär schwer gefallen sein dürften. Mit dem Erfolgs- und gleichzeitigen Erwartungsdruck stieg nach Lee die Anzahl der eingesetzten Streifen von 400 vor der großen Programmreform 1982 auf über 700 danach, was zu einer Ausgabenbelastung von jährlich zwischen 4,4 Mio. (1982) und über 10 Mio. (1987) Valutamark führte. Angesichts dieser überproportionalen Steigerungsraten – und der gleichzeitigen Verteuerung der Programmware durch Käufe des neuen Privatfernsehens – zeigte sich hier wie in anderen Industriezweigen, dass der Arbeiter- und Bauernstaat zu diesem Zeitpunkt längst am Ende seiner ökonomischen Möglichkeiten angelangt war.

Um den wachsenden Devisenbedarf überhaupt decken zu können, bot das DDR-Fernsehen Dienstleistungen wie die Synchronisation ausländischer Produktionen für den gesamten deutschsprachigen Markt an und produzierte zielgerichtet Literaturverfilmungen in Hinblick auf den lukrativen Export. Es übernahm damit Aufgaben zum Nutzen des Fernse-

hens in Ost und West, denn mit der Einführung der Satellitenkanäle 3sat und Eins Plus, dem Ausbau der Dritten Fernsehprogramme zu Vollprogrammen und durch die Wiederbelebung der »Deutschen Frage« Mitte der 1980er Jahre griffen die Öffentlich-Rechtlichen vermehrt auf historische Stücke aus der DDR zurück.

Wurden diese fiktionalen, künstlerisch gestalteten Beiträge über Lizenzverträge regulär abgegolten, so blieb die politisch vielleicht legitime, aber juristisch illegale Verwendung von nicht autorisierten Mitschnitten aus Nachrichten und Magazinen der Gegenseite stets umstritten. Diese Praxis konnte erst mit dem gemeinsam verabschiedeten Fernsehabkommen von 1987 abgestellt werden, das einvernehmlich das »gesamte Spektrum der möglichen zwischeninstitutionellen Zusammenarbeit« (S. 276) regelte und dem Partner DDR endlich die gewünschte Souveränität attestierte. Erleichtert und gefördert wurden dadurch neben Produktionshilfen für Reportagen und Dokumentationen auch Dienstleistungen bei Direktübertragungen kultureller oder geschichtsträchtiger Veranstaltungen, die sich seit Beginn der 1980er Jahre intensiviert hatten: z.B. Feiern zum Luther-Jahr oder anlässlich des 750-Jahre-Berlin-Jubiläums sowie Gottesdienste, Musik- oder Opernevents. Bei diesen Programmvereinbarungen nutzte das DDR-Fernsehen die beständige Konkurrenz zwischen ARD und ZDF – bzw. teilweise auch ORF und SRG – aus und profitierte von Preiserhöhungen, die das Überleben zumindest vorübergehend etwas erleichterten.

Zu weiterführenden Projekten in Form von Koproduktionen des ost- und westdeutschen Fernsehens ist es bis zur Wende nicht mehr gekommen. Hatte vor allem das ZDF seit Ende der 1970er Jahre über Auftragsproduzenten mit Unterstützung der DEFA TV-Filme herstellen lassen, so konnte dieser Weg mit dem Fernsehen trotz beträchtlicher Devisenversprechen nicht beschritten werden. Solchen Anliegen standen nach wie vor die Angst vor einer »gesamtdeutschen« Vereinnahmung sowie inhaltliche Differenzen in Bezug auf die Auswahl und Interpretation der Themen im Wege.

Dessen ungeachtet florierte der kommerzielle Programmaustausch. Die ARD investierte von rund 700 000 DM für etwa 24 Stunden (1981) bis zu knapp 2,3 Mio. DM für über 41 Stunden (1987) Sendematerial, wobei die Redaktionen neben Kulturbeiträgen und Synchronisationen nun auch auf DDR-aktuelle Sujets, auf renommierte Schauspieler und Regisseure sowie auf Humor und Unterhaltung setzten. Den Einkäufen wurde auch mehr Sendezeit eingeräumt. Sie brachten es in der letzten Dekade nach Auskunft von Lee insgesamt auf über 300 Ausstrahlungen, wobei sich die Dritten Fernsehprogramme besonders hervortaten (allen voran HR, BR und WDR). Das ZDF verhielt sich dagegen weitaus zurückhaltender und präsentierte jährlich nur eine bis drei abendfüllende Produktionen ostdeutscher Provenienz.

Das DDR-Fernsehen wiederum zeigte sich jetzt an ganz anderen Ankäufen interessiert, konnte es doch nicht nur Sendungen aus den Dritten Fernsehprogrammen zweitverwerten, sondern sogar an einzelne Spitzenfilme aus den großen Paket-Deals der ARD mit den amerikanischen Majors zu äußerst günstigen

Konditionen gelangen und in ihrem Sendegebiet mit überdurchschnittlichen Quotenerfolgen einsetzen. Dadurch steigerte sich der Austausch von West nach Ost gegenüber früheren Jahren auf insgesamt rund 130 Produktionen von 1980 bis 1989. Wertmäßig betrug das Volumen nach Lees Angaben allerdings nicht einmal 10% der Zahlungen der Westsender (13,4 Mio. zu ca. 1,2 Mio. DM ohne Übernahmekosten für Unterlizenzen).

Die Geschäfte zwischen ZDF und DDR-Fernsehen blieben weit unter diesem Niveau. Hatte Mainz in den 1980er Jahren nur 13 Ostprogramme ausgestrahlt, so brachte es Adlershof einschließlich der Wiederholungen auf 50 Produktionen. Der gewünschte Zugriff auf internationale Filme war hier dem DDR-Fernsehen bis zur Verabschiedung des Fernsehabkommens verwehrt worden. Erst danach gab das ZDF Lizenzen weiter, verzichtete auf Schutzrechte und stimmte partiell sogar seine Sendepläne ab.

An dieser komplizierten Beziehung wird einmal mehr deutlich, dass sämtliche Kooperationen der beiden Seiten übergeordneten Politikinteressen untergeordnet waren und das Trennende oftmals vor das Verbindende gestellt wurde. Dieser historische Kontext wird vom Autor allerdings nur ansatzweise skizziert, der auch insgesamt auf eine kulturhistorische Einordnung sowie politologische und kommunikationswissenschaftliche Erklärungsmodelle für diese außergewöhnliche Kooperation zweier konträrer Fernsehsysteme verzichtet. Als Fazit bleibt jedoch positiv festzuhalten, dass mit dieser Publikation ein wichtiges Kapitel der deutsch-deutschen Medienentwicklung aufgeschlagen und wertvolles und nur schwer zugängliches Archivmaterial für weiterführende Studien vorgelegt wurde.

Dadurch nimmt es der Leser eher in Kauf, dass der Text sprachlich oft nicht zu überzeugen vermag. Eine redaktionelle Überarbeitung hätte der Arbeit sicher auch gut getan, weil man sich das ein oder andere Mal an einem oft verwirrenden Umgang mit statistischen Angaben, an inhaltlichen Redundanzen, an fehlenden Anhängen sowie an einer partiellen Unausgewogenheit einzelner Themenfelder stoßen kann (so wird z.B. auf die Arbeit von DDR-Korrespondenten in der Bundesrepublik im Gegensatz zum DDR-Engagement von ARD und ZDF nicht eingegangen).

Bei allen Schwächen im Detail – insgesamt hat Woo-Seung Lee jedoch ein Standardwerk vorgelegt, das die besonderen Beziehungen zwischen den Televisionen in Ost und West zwar nicht erklären kann, aber erstmals und umfassend dokumentiert.

Thomas Beutelschmidt, Berlin

Walter van Rossum

Meine Sonntage mit »Sabine Christiansen«.

Wie das Palaver uns regiert.

Köln: Kiepenheuer & Witsch 2004, 185 Seiten.

Kein wissenschaftliches Fachbuch im engeren Sinne gilt es hier anzuzeigen, aber – und das ist selten genug – ein Sachbuch zu einem Medienthema, das kommunikationswissenschaftliche Theorien zumindest ansatzweise rezipiert und erwähnt. Der Journalist und Essayist Walter van Rossum hat als Fundament für

seine – für ihn offensichtlich nicht immer erbaulichen – »Sonntage mit ›Sabine Christiansen‹« eine Publikation von Siegfried J. Schmidt¹ zu Rate gezogen und zitiert daraus den Passus, wonach es zur Gedächtnispolitik kommerzialisierter Kommunikation gehöre, »dass die Bilder auf vergessensintensive Serialität angelegt« seien (S. 21). Auch wenn es, als Schmidt dies schrieb, die ARD-Talkshow »Sabine Christiansen« noch nicht gab: Diese Beobachtungsfolie passt. Denn im Buch geht es um eine schwatzhafte Endloschleife, die ihre eigene Amnesie beinhaltet. Und bisweilen wähnt man dies als Paradigma der medialen Darstellung von Politik überhaupt, gleich ob man dies nun mit den Schlagworten »Sabinechristiansenisierung« oder »Maybrittillerisierung« belegen möchte.

Van Rossum legt mit seinem Essay eine »Studie über die Macht der aktuellen Sprachrituale« vor, »die den Raum, den man einst Öffentlichkeit nannte, heute schier monoton beschallen« (S. 12). Dies ist nichts anderes als eine Analyse der – so könnte man es auch nennen – politischen Ökonomie eines Fernsehgenres, das mehr und mehr zum Vehikel der Macht ausübung zu werden scheint: »In den Zeremonien des Palavers, wie sie so beispielhaft wie beispiellos bei »Sabine Christiansen« aufgeführt werden, reguliert sich jener Konsens, der dann von Bild-Zeitung bis FAZ, von SPD bis CDU, von Arbeitgeberverbänden bis Gewerkschaften an die jeweilige Klientel weitergereicht wird« (ebd.). Als Hauptaufgabe der Sendung sieht van Rossum – und hier wird es wieder unausgesprochen kommunikationswissenschaftlich – die Produktion von »pragmatischem Realismus« in der (Medien-)Realität (S. 9). Der Autor zieht also konstruktivistische Denkansätze zur Analyse von gesellschaftlichen Machtstrukturen heran, wiewohl es ihm nicht um einen akademischen Beitrag zum Konstruktivismus geht. Die gesellschaftspolitischen Funktionen einer Fernsehsendung sind sein Augenmerk.

Um seine vielschichtigen Thesen zu belegen, hat der Autor 2003 einige Monate lang »mit wachsendem Grausen«, wie er schreibt, »Sabine Christiansen« gesehen und aufgezeichnet. Auf der Basis von Auszügen aus den angefertigten Transkripten begibt sich van Rossum auf eine Reise durch Deutschlands führende televisionäre Konsensfabrik. Dies ist keine systematische Inhaltsanalyse, man kann daher hoffen, dass van Rossum sein Untersuchungsmaterial für zukünftige Forschungsarbeiten aufbewahrt hat.

Den roten Faden der essayistischen Darstellung bilden die großen und stets wiederkehrenden Generalthemen der Talkshow: Wirtschaft, Arbeitslosigkeit, Umbau des Sozialstaats, Krisen und alle erdenklichen Katastrophen oder was die Zuschauer dafür halten sollen. Je weiter man liest, um so mehr kann man van Rossums Grausen nachvollziehen: Was im TV-Rezeptionsprozess vielleicht noch als irrelevante Worthülse der (ebenfalls immer wiederkehrenden) Talkgäste am Zuschauer vorbeirauscht (schlimm genug: Man hat sich an derlei Phrasen gewöhnt!), liest sich verschriftet oft geradezu monströs. Es ist ein ambivalentes Vergnügen, die Melange aus Behauptungen und Stimmungs-Slogans all der Prominenten aus Politik und Wirtschaft verbatim nachzulesen. Dies kann, akademisch gesprochen, auch als ein Plädoyer

für eine sorgfältige Dokumentation von Untersuchungsmaterial gesehen werden – es lohnt sich.

Fadenscheinig wären diese Zitationen ohne den jeweiligen Hintergrund, den van Rossum mit viel Sinn für Polemik und messerscharfe Formulierungen beisteuert. Geradezu erschreckend ist die gut recherchierte Auflistung der zahlreichen Nebenjobs und geschäftlichen Querverflechtungen, die so mancher Mandatsträger hat, der bei »Sabine Christiansen« gern gesehener Gast ist. Ist das systemisch? Die Parallelität zu »Vorstellungen, die einst in ländlichen SED-Schulungskursen über den Zusammenhang von Wirtschaft, Medien und Politik ›im Westen‹ gelehrt wurden« (S. 164), so der Autor, ist frappant. Schön wäre es allerdings, genauere Quellenbelege zu sehen, etwa wenn van Rossum schreibt, die deutsche Wirtschaft sei in den letzten zehn Jahren – trotz allen Lamentierens – um 15 Prozent gewachsen, während die Netto-Realeinkommen der Arbeitnehmer um mehr als vier Prozent gesunken seien (S. 33ff.).

Auch 2004 zeigen Selbstversuche, dass bei »Sabine Christiansen« die (seltenen) kritischen Einwürfe von Teilnehmern stets rasch abgewürgt oder ignoriert werden – die Moderatorin geht zur nächsten Frage über, auf dass keine Idee jenseits des ritualisierten Palavers die konsensuale Einigkeit der anwesenden Elite störe. »Vorspiegeln einer streitbaren Demokratie« nennt van Rossum das. Aber am Ende bleibt zu fragen: Kann man vom Medium Fernsehen denn überhaupt mehr erwarten als solche Simulation? Wohl nein. Das Fernsehen ist ein Medium der Oberfläche, und in diesem Sinne sorgt »Sabine Christiansen« dafür, dass »die Politik sich in einer Weise darstellen kann, die nichts mit ihren tatsächlichen Operationen zu tun hat, sondern diese konsequent verdeckt« (S. 169). Eine Fernsehsendung als strukturelles PR-Vehikel, das auch noch so herrlich ablenkt. Insofern analysiert van Rossums bisweilen zorniges Buch nicht nur mythisierenden Pseudojournalismus, sondern auch ein Musterbeispiel an antiaufklärerischer »Mediendemokratie«. Die namensgebende Moderatorin und Produzentin als Person lässt der Autor bei seinen Ausführungen gnädig weitgehend unbehelligt.

Oliver Zöllner, Essen

¹ Siegfried J. Schmidt: Die Welten der Medien. Grundlagen und Perspektiven der Medienbeobachtung. Braunschweig / Wiesbaden 1996.

Rudolf Stöber Mediengeschichte.

Die Evolution »neuer« Medien von Gutenberg bis Gates. Eine Einführung. Band 1: Presse – Telekommunikation. Band 2: Film – Rundfunk – Multimedia.
Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2003, 238 und 282 Seiten.

Rudolf Stöbers »Mediengeschichte« muss sich auf einem Markt behaupten, auf dem sich schon einige Konkurrenten tummeln. Da sein Verlag trotzdem mit dieser Veröffentlichung Geld verdienen will, greift er zu einem Trick und verteilt die – insgesamt keineswegs sehr umfangreiche – Darstellung auf zwei

schmale und damit jeweils für sich recht preiswerten Bände. Wenn sich das Gesamtwerk dadurch besser verkaufen würde, könnte es sein, dass das Verfahren Nachfolger findet. Am Ende würde es vielleicht Gewohnheit, nur noch halbe Bücher zu veröffentlichen und eine neue Medien-Subspecies hätte sich etabliert. Das entscheidende Kriterium wird jedoch sein, ob die Käufer den Verlagstrick akzeptieren. Sie werden dies genau dann tun, wenn sie einen Zusatznutzen im Erwerb eines halben Buches gegenüber dem Kauf eines ganzen finden sollten.

Dies ist, in wenigen Sätzen zusammengefasst, die zentrale Theorie des Bamberger Kommunikationswissenschaftlers zur Evolution neuer Medien, und es spricht durchaus für sie, dass sie auch auf seine eigene Publikation angewandt werden kann. Die Parallelen sind sogar noch weiter auszuführen: Das skizzierte Halb-Buch-Modell operiert ohne Aussagen über die Inhalte des Werkes und ihre Qualität, und so ist auch die Vorgabe Stöbers: »Die Aufgabe dieser Mediengeschichte ist weniger die Darstellung der Medieninhalte und deren Wirkungen als vielmehr der Medien, ihrer Strukturen und Rahmenbedingungen sowie ihres Einflusses auf den sozialen Wandel« (Bd. 1, S. 33).

Überhaupt ist es einer der großen Vorzüge der Stöberschen Argumentation, recht klar darzulegen, was wie behandelt wird (und was nicht), um der an sich überwältigenden Fülle der möglichen Themen und ihrer Details Herr zu werden.

Zwei Theorien sind es, die den roten Faden liefern: die Evolutionstheorie und die Diffusionstheorie. Mit ihnen wird erklärt, wie sich die Medien seit Gutenbergs Erfindung immer stärker differenzierten und diese Differenzierungen sich durchsetzten. Dass dabei die ersten Schritte am wenigsten zu begründen sind, verschweigt Stöber nicht: »Die Unfähigkeit zur Erklärung der Basisinnovationen hat die medienhistorische Analogie mit dem Ursprung der biologischen Evolutionstheorie gemein« (Bd. 2, S. 222). Sind die Varianten jedoch einmal vorhanden, ist die Logik des anschließenden trial-and-error-Verfahrens ohne Weiteres nachzuvollziehen. Stöber formuliert dafür das entscheidende Leitprinzip: »Kein Medium hätte sich auf Dauer etablieren können, wenn sich mit ihm nicht hätte Geld verdienen lassen« (Bd. 2, S. 218). Dies setzt jedoch nicht nur das Angebot der Unternehmen voraus, sondern auch seine Akzeptanz durch die Nutzer. Neue Medien müssen irgendeinen »Zusatznutzen« gegenüber den älteren bieten, um sich verbreiten zu können.

Entsprechend sind Stöbers fünf inhaltliche Kapitel zu Presse, Telekommunikation (= Telegrafie + Telefon), Film, Rundfunk sowie Computer und Internet aufgebaut: Immer gibt es einen »Grundzüge«-Abschnitt, in dem vor allem die technischen Grundlagen dargestellt werden, sodann einen Abschnitt »Voraussetzungen und Faktoren« des jeweiligen Medien Erfolgs und schließlich einen Wirkungs-Abschnitt, in dem vor allem rechtliche Regelungen thematisiert werden.

Fairerweise darf die Kritik an Stöbers Werk nicht an dem ansetzen, was er gar nicht behandeln will, also etwa die Medieninhalte. Auch seine konkrete Medien-Auswahl ist sicherlich nicht ohne Probleme. Wa-

rum er den Film mit einbezieht (»weil die filmische Software zum elementaren Bestandteil des Fernsehens geworden ist«, Bd. 2, S. 12), die Schallplatte aber ausschließt (Bd. 1, S. 14), obwohl sie mindestens ebenso elementar Bestandteil des Hörfunks geworden ist, ist kaum nachzuvollziehen.

Gewichtiger dürfte der Einwand sein, dass Stöber eine Mischung zwischen Handbuch und Spezialstudie vorzulegen versucht und dabei keinem der beiden Genres völlig gerecht wird. Das evolutions- und diffusionstheoretische Modell prägt eigentlich nur die Einleitung und den Schluss sowie das Gliederungsprinzip der Darstellung. Inhaltlich wird es jedoch nur ansatzweise verarbeitet. Stöber unterzieht sich nicht der Mühe, seinen an sich einleuchtenden Entwurf konsequent und im Detail an jedem Medium durchzuspielen. Er tut dies nur, so weit die Literatur reicht und selbst dies noch nicht einmal umfassend. Wenn das Geldverdienen schon so großes Gewicht für die Mediendiffusion besitzt, so hätte dazu viel mehr Material vorgelegt werden müssen (und können): Die finanziellen Dimensionen des Film-, Hörfunk- und Fernsehmarktes werden nur angedeutet, und selbst bei der Presse, bei der Stöber auf die meisten eigenen Vorarbeiten zurückgreifen kann, fehlen ökonomische Angaben zum Zeitschriften- und – vor allem – Illustriertenbereich völlig.

Zugegebenermaßen hätte dies – konsequent verfolgt – den Rahmen einer »Einführung« gesprengt, die nur von an Mediengeschichte allgemein Interessierten zu nutzen ist. Andererseits hätte diesem Leserkreis aber Etliches gefehlt. Um ihnen entgegenzukommen, präsentiert Stöber deshalb eine Menge Handbuch-Information, die allerdings nur lose in Verbindung mit seinen Grundthesen gesetzt wird – etwa wenn er vergleichsweise breit über die Parteizeitungen in Deutschland schreibt (Bd. 1, S. 88-96). Allerdings erwähnt er dabei noch nicht einmal deren Neu-Ansätze nach 1945.

Trotz dieser Einwände ist hervorzuheben, dass Stöber eine historisch-empirische Mediengeschichte vorgelegt hat und keinen faktenarmen geschichtsfilosophischen Entwurf. Seine Argumentation ist zumindest vergleichsweise »quellennah und kritisch« (Bd. 1, S. 20). Er verarbeitet eine Fülle von Spezialliteratur, die nicht nur dem Einsteiger, sondern auch dem Kenner die Weiterarbeit zu erleichtern vermag.

Konrad Dussel, Forst

Florian Kain

Das Privatfernsehen, der Axel Springer Verlag und die deutsche Presse.

Die medienpolitische Debatte in den sechziger Jahren (= Beiträge zur Medienästhetik und Mediengeschichte, Bd. 16).

Münster u.a.: LIT-Verlag 2003, 216 Seiten.

Florian Kain lenkt mit seiner Studie den Blick auf die publizistischen Debatten um die Einführung des privatrechtlichen Fernsehens in den 60er Jahren sowie auf die Möglichkeiten und Grenzen der Einflussnahme der Verlagshäuser auf das öffentlich-rechtliche Fernsehen. Dabei spielte der Verleger Axel Springer eine zentrale Rolle.

Die Studie ist in acht Kapitel untergliedert. Nach einer Einführung in die politischen, gesellschaftlichen und mediengeschichtlichen Entwicklungen der 60er Jahre werden die Gründung der Deutschland-Fernsehen GmbH, ihre Ablehnung durch das Bundesverfassungsgericht und die Reaktionen der Verleger skizziert. Danach beschreibt Kain sowohl die organisatorische Ausweitung der Fernsehambitionen im Springer-Verlag als auch die Zuspitzung der publizistischen Debatte nach dem Verfassungsurteil von 1961. Mit Kampagnen – unter dem Schlagwort der »Wettbewerbsverzerrung« geführt – warf Springer den Rundfunkanstalten eine unerlaubte Monopolstellung vor.

In weiteren Abschnitten behandelt Kain Springers Angriffe und Rückschläge ab 1965. Dabei weist er sowohl taktische Fehlgriffe auf Seiten der Verleger als auch eine zunehmende Verhärtung der publizistischen Debatte insbesondere durch das Engagement des »Spiegels« nach. Mit seiner Titelgeschichte »Springer-Vorstoß auf das Fernsehen« zementierte Rudolf Augstein den Topos des bedrohlichen, machtvollen Verlegers. Solche und ähnliche Artikel waren der Auftakt zu einer breiten Publikationswelle, die angesichts der zunehmenden Pressekonzentration ein ungünstiges Klima für den Verlag schuf und die Bemühungen um ein privatrechtliches Fernsehen konterkarierte.

Das letzte Kapitel ist den Stationen der »Niederlage« Axel Springers im Kampf um das Privatfernsehen gewidmet. Folgenreich war vor allem die Spionage-Affäre von Springers »Fernsehbevollmächtigten«, Hermann Ferdinand Arning, weil sie zur völligen Diskreditierung seiner Fernsehpläne führte. Eine weitere Niederlage hatte Springer schließlich durch die Ergebnisse der Michel-Kommission einzustecken, die feststellte, dass der Konzentrationsprozess auf dem Pressemarkt nicht dem Fernsehen zuzuschreiben war. Dem Verleger blieb nichts anderes übrig, als den geordneten Rückzug anzutreten. Vom Verlegerfernsehen war in den nächsten Jahren keine Rede mehr.

Mit seinem gut geschriebenen Buch gelingt es Florian Kain, die Debatte um das Verlegerfernsehen in allgemeine politische und gesellschaftliche Kontexte einzubetten. So trug das Entstehen einer zunehmend kritischeren Öffentlichkeit nach der »Spiegel«-Affäre 1962 dazu bei, die Bedeutung der öffentlich-rechtlichen Medien in der Demokratie neu zu überdenken. Diese Entwicklung kann, so Kain, nicht unabhängig von der Auseinandersetzung um das Privatfernsehen betrachtet werden.

Lu Seegers, Hannover

Otto Altendorfer
Das Mediensystem der Bundesrepublik
Deutschland.

Band 2.

Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
 2004, 373 Seiten.

Auch der zweite Band von Altendorfers »Mediensystem der Bundesrepublik«, angereichert diesmal mit einem auf dem äußeren Umschlag abgedruckten Begriff »Lehrbuch«, lehnt sich in seinem Aufbau an den ersten Band¹ haarklein an. Er erinnert an ein juristi-

sches Handbuch, mit Randziffern versehen, gelegentlich unterteilt in »a«, »b«, »c« usw.; in unterschiedlichen Schriftgrößen sind einzelne Textpassagen außerdem voneinander abgehoben. Im ersten Band ging es vor allem um die juristische Ausgestaltung der Medien in der Bundesrepublik Deutschland, der zweite Band handelt vorrangig von Werbung und Werbewirtschaft, Film und Filmwirtschaft, Musik und Musikmarkt, Medientechnik, Journalistenausbildung und zum Schluss – wie eingangs im ersten Band – von der Mediengeschichte. Sorgfältig voneinander abgegrenzt sind – so die Zwischenüberschriften – »Print«, »Hörfunk«, »Fernsehen«, »Vom öffentlich-rechtlichen zum dualen System«, »Internet« sowie »Medienarchive in Deutschland«.

Während sich die Ausführungen zur Geschichte der Print- und Rundfunkmedien im ersten Band unter der Überschrift »Historische Ausgangslage« auf die Jahre von 1918 bis 1949 beschränken, greift der Text zur Mediengeschichte im zweiten Band ganz weit in die Vorgeschichte der Bundesrepublik Deutschland zurück, was übrigens auch für andere Kapitel dieses Bandes gilt. So wird die »Entwicklung des Pressewesens bis zum 19. Jahrhundert« zurückverfolgt, der Presse in Kaiserreich, Weimarer Republik, Drittem Reich und in den vier Besatzungszonen nachgegangen, bis der Autor in der Bundesrepublik ankommt. Gleiches gilt auch für Hörfunk und Fernsehen – natürlich verkürzt für das 20. Jahrhundert.

Faktenhuber werden von diesem Buch bestens bedient, ein »Schlagwortverzeichnis« für diesen Band erleichtert die Benutzbarkeit – warum wurde es nicht auch auf den ersten Band ausgedehnt? Dann wäre besser zu erkennen gewesen, dass zwei Bände zu einer Einheit verschmolzen sind – wahrscheinlich hat der Autor selbst nicht daran geglaubt und deswegen die Erstellung eines Gesamtregisters unterlassen.

Angar Diller, Wiesbaden

¹ Rezension in: RuG Jg. 29 (2003), H. 1/2, S. 89.

Knut Hickethier
Einführung in die Medienwissenschaft.
 Stuttgart: Metzler 2003, 394 Seiten.

Wilfried Lenders (Hrsg.)
Medienwissenschaft.

Eine Herausforderung für die Geisteswissenschaft
 (= Bonner Beiträge zur Medienwissenschaft, Bd. 2)
 Frankfurt am Main: Peter Lang 2004, 224 Seiten.

Die Medienwissenschaften sind immer noch eine junge Disziplin innerhalb der sozial- und kulturwissenschaftlichen (ehemals: geisteswissenschaftlichen) Traditionen von Lehre und Forschung an deutschen Hochschulen. Zu den Gründen für diese inzwischen in über 50 Fällen erfolgreiche Etablierung medienwissenschaftlicher Studiengänge zählen nicht nur wissenschaftsinterne, sondern auch solche, die mit der zunehmenden gesellschaftlichen Bedeutung der Medien insgesamt zu tun haben.

Medienwissenschaft ist bis heute ganz sicher deshalb immer auch eine Art »Reflexionswissenschaft« jener gesellschaftlichen Entwicklungen, die ihr selbst

äußerlich sind. Dieter Prokop hat in verschiedenen Büchern¹ diese häufig unkritisch wahrgenommene Dimension der medienwissenschaftlichen Paradigmenentwicklung zu Recht kritisiert. Insofern sind seine kritischen Vorbehalte eine nützliche Ergänzungslektüre zu jeder Einführung in die Medienwissenschaft. Zudem sind seine Bücher auch in einer Form des wissenschaftlichen Dialogisierens geschrieben, die den Diskurs mit den Lesern sucht und damit einer vorgängigen ethisch-aufklärerischen Grundeinstellung verpflichtet ist.

Die medienwissenschaftliche Stabilisierung und Etablierung ist nun soweit vorangeschritten, dass ein Ende der vorparadigmatischen Phase erkennbar wird. Inzwischen sind, als Indiz dafür, gerade in den letzten beiden Jahren zahlreiche grundsätzlich angelegte »Einführungen« in die Medienwissenschaft erschienen,² die als Signale zu verstehen sind, dass hier Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im deutschsprachigen Raum sich über grundlegende Fragen zu einigen beginnen: Welche Ziele und Methoden zeichnen eine Medienwissenschaft aus? Welcher Gegenstandsbereich und welche Medientheorie konstituieren und bedingen sich gegenseitig? Welche wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Legitimierungen sind für eine Medienwissenschaft tragfähig? Die interdisziplinär gewachsenen Modelle und Methoden unterschiedlicher medienwissenschaftlicher Ansätze werden dabei meist aus der Perspektive eines ganz bestimmten (Hintergrund-)Paradigmas geordnet, bewertet und systematisiert. Insofern solche Einführungen dann als beispielhafte Lösungen anerkannt werden, bilden sie für die nächste Generation von MedienwissenschaftlerInnen kanonische Lehrbücher, die immer wieder reproduzierte und verbesserte Grundorientierungen anbieten.

Das Buch von Knut Hickethier liegt genau auf dieser Linie der paradigmatischen Lösungen. Es hat das wissenschaftspolitische Potential, in den nächsten zehn oder gar 20 Jahren für die Medienwissenschaften so etwas wie das »Sprachliche Kunstwerk« von Wolfgang Kayser oder Wellek und Warrens »Theorie der Literatur« für die Germanistik-Studenten der 50er und 60er Jahre zu werden, eben ein unverzichtbares Hand- und Lehrbuch, das durch das ganze Studium begleitet.

Gerade weil von Hickethier ein Werk vorgelegt wird, dem ein solches Potential zuzutrauen ist, ist es nützlich, sich – als Kontrastfolie – einen Buch vorweg anzuschauen, an dem noch alle Wehen und Unsicherheiten eines vorparadigmatischen Diskurses ablesbar sind. Die Publikation erlaubt sozusagen einen Blick zurück in die Anfangszeiten der Ausdifferenzierung von medienwissenschaftlichen Fragestellungen aus dem Spektrum einer Wissenschaftsgesellschaft, die Medien in den 50er rund 60er Jahren am ehesten historisch mit »Schmutz und Schund«, systematisch mit »Technik« und gesellschaftlich mit »Verdummung und Manipulation« zusammen dachte.

In dem von Winfried Lenders, dem Nestor des Bonner Instituts für Kommunikationsforschung und Phonetik, herausgegebenen Band wird schon durch den Untertitel wieder eine Argumentation aufgemacht, die darauf zielt, den eigenen Bereich allein durch abgrenzende Konfrontation (oder vereinnehmende Ko-

operation) zu definieren. Ganz in der Linie des Untertitels macht auch die Reihenherausgeberin Caja Thimm – noch vor dem Vorwort des Herausgebers – deutlich, dass es sich um vorparadigmatische Absichten handelt: Es gehe um eine »Verbindung von Einzelphilologien und Einzelfächern in ihrem (sic!) medienwissenschaftlich geteilten Interessegebieten« (S. 7) (das wäre übrigens der ehrlichere Titel der Publikation gewesen). Lenders weist in seinem Vorwort auf den ursprünglichen Präsentationsmodus der insgesamt zehn Beiträge. Sie entstanden im Kontext einer Vortragsreihe, mit der im Wintersemester 2001/2002 der Bonner Studiengang »Medienwissenschaft« eröffnet wurde (S. 9); sie seien als Module des neuen Bonner Studienganges wiedergeben und auch so angeordnet. Damit wird sozusagen der Begründungsdiskurs für »Medienwissenschaften« verlagert auf den Begründungsdiskurs, unter den spezifischen historisch gegebenen und wechselnden personalen und lokalen Bedingungen einer deutschen Universität, strategisch einen neuen Studiengang zu platzieren und modular »zu füllen«. Gewiss sind neue Studiengänge im Sinne der Verfestigung eines vorparadigmatischen Diskurses wichtige Schritte der Institutionalisierung, aber ihre Zufälligkeiten sind wenig geeignet, den Umriss einer systematischen »Medienwissenschaft« erkennbar zu machen. Zwar gliedert Lenders in seinem Vorwort mit dem Anschein von Systematik vier große Felder der Medienwissenschaft aus »Sprache und Sprechen in den Medien«, »Medien und Gesellschaft«, »Medien und ästhetische Kommunikation«, »Mensch-Maschine-Kommunikation«. Warum aber gerade diese vier Felder es sind, die die (Bonner) Medienwissenschaft ausmachen, bleibt schlecht bis gar nicht begründet. Natürlich ist etwa erwartbar, dass ein Institut, an dem früher Gerold Ungeheuer gelehrt und geforscht hat, sich mit »Sprache und Sprechen« (in den Medien oder in der freien Natur oder wo immer) beschäftigt, aber als Begründung für dieses Lehr- und Forschungsfeld im Sinne des »man-power«-Ansatzes darauf zu verweisen, es herrsche »auf dem Medienmarkt ein großer Bedarf an Autoren, Sprechern, Moderatoren usw.« (S. 9) ist dann doch eher ein beschränkter Zugriff gemessen an dem, was man im universitären Rahmen an Begründungsdiskursen für Medienwissenschaft inzwischen entwickelt hat. In den vier nicht berücksichtigten Bereichen präsentiert der Band nun jeweils zwei oder bzw. drei Beiträge sehr unterschiedlicher Argumentationsdichte und -reichweite, geschrieben jeweils aus der Perspektive der Mutterdisziplinen in Bonn, die da sind: Informatik, Soziologie, Germanistik, Kommunikationsforschung, Phonetik, Anglistik, Kunstgeschichte, Erziehungswissenschaft, Romanistik – und auch Medienwissenschaft.

Christian Schmitt analysiert als romanistischer Sprachwissenschaftler die Sprache der Rechten um Le Pen in Frankreich, Caja Thimm – als einzige Medienwissenschaftlerin – beschäftigt sich mit Öffentlichkeit und Privatheit, indem sie die durch das Internet sich wandelnden Kommunikationsformen fokussiert. Der Soziologe Werner Gephart räsoniert unter dem Thema »Medien, Mode und Moderne« über die medialen Funktionen von Katalog, Schaufenster, Modezeitschriften und E-Commerce, indem er »Medien« in den Kontext der »symbolischen Formen« ei-

ner Gesellschaft einordnet. Der Anglist Lothar Hönighausen beschäftigt sich mit McLuhan und dem »Verlust von Raum und Zeit im Global Village«, indem er die kulturellen Auswirkungen der elektronischen Medien auf die amerikanische Kultur diskutiert. Der Erziehungswissenschaftler Volker Ladenthin behandelt die Folgen der neuen Medien für Erziehung und Schule. Der Deutschdidaktiker Klaus Göbel widmet sich den Problemen einer Mediendidaktik, und behandelt überraschend – nach kritischen Bemerkungen über die gegenwärtige Medienlandschaft – den Theaterroman und den Fernsehroman als Beispiele für Gattungen, die ihre medialen Grenzen sprengen. Der Kunstgeschichtler Heijo Klein trägt weit ausgreifende Gedanken zum Plakat als Medium vor, um am Schluss zu betonen, es gehe ihm darum, »Bilder zu deuten und ihren mannigfachen Bezügen nachzugehen«. Der Informatiker Armin B. Cremers stellt unter der Überschrift »Intelligent Agents« seine Beobachtungen zur Bedeutung autonomer Steuerungssysteme vor. Der Kommunikationswissenschaftler Wolfgang Hess analysiert die Beziehungen und Gestaltungsmöglichkeiten, die sich in der Interaktion von Mensch und Maschine, speziell dem PC, ergeben. Und Winfried Lenders schließlich beschäftigt sich mit der Utopie maschineller Übersetzungen.

Autoren und Titel sind natürlich deshalb hier so ausführlich zitiert worden, weil dadurch sehr direkt deutlich wird, dass es sich um ein – vornehm ausgedrückt – multiperspektivisches Unternehmen handelt, dessen Verbindung zur Medienwissenschaft noch ein Versprechen ist. Mehr nicht!

Mehr findet man zur gegenwärtigen und zukünftigen Medienwissenschaft bei Knut Hickethier. Er unternimmt den Versuch, den bisher schon etablierten Common Sense in den Medienwissenschaften zu rekonstruieren und zu systematisieren. Anstatt eigene Theorie- und Begriffsbildung zu betreiben, orientiert er sich an Fragen wie: Wie werden zentrale Grundbegriffe definiert? Wie werden medienwissenschaftliche Grundprobleme formuliert und modelliert? Welche prominenten Modelle und Methoden prägen den Diskurs in den Medienwissenschaften? Der Autor bemüht sich um eine möglichst neutrale und wertfreie Darstellung, die mehr an einer überblicksartigen Systematisierung interessiert ist als an der Kanonisierung einzelner Ansätze.

Der unweigerlichen Selektivität auch eines solchen umfassenden Ansatzes ist sich Hickethier natürlich bewusst. Er grenzt seine Perspektive zu Beginn deshalb auch explizit ein: Es sind vorwiegend die kultur- und textwissenschaftlichen Ansätze in den Medienwissenschaften, die er als Rahmentheorien berücksichtigt. Denn während er die Publizistik durch sozialwissenschaftliche Ansätze dominiert sieht, ordnet er die Medienwissenschaften dem kultur- und textwissenschaftlichen Paradigma zu.

Diese Gegenüberstellung verwundert allerdings, bedenkt man vor allem den großen Einfluss der System- und Handlungstheorie auf die Modellierung so zentraler medienwissenschaftlicher Fragen wie denen nach dem Verhältnis von »Medien – Wirklichkeit«, »Medien – Individuum«, »Medien – Gesellschaft«, »Medien – Kultur«, »Handlungsrollen – Mediengattungen – Nutzergemeinschaften«, wie sie etwa von

Luhmann, Schmidt, Merten u.a. entwickelt worden sind. Leider positioniert sich Hickethier nicht explizit gegenüber diesen medienwissenschaftlichen Ansätzen, die – etwa in der Version von Schmidt – nicht schlechthin dem sozialwissenschaftlichen Paradigma zugerechnet werden können, schon gar nicht, wenn dies bedeutet, sie – wie bei Hickethier – implizit vom kulturwissenschaftlichen Paradigma auszuschließen. Der immer noch lesenswerte Band von Merten, Schmidt und Weischenberg³ kommt – konsequent – deshalb bei Hickethier nicht vor.

Das Buch ist in vier Kapitel gegliedert, die systematisch aufeinander aufbauen: Nach der Einleitung werden im zweiten Kapitel einzelne medienwissenschaftliche Grundbegriffe wie »Medium«, »Kommunikation«, »Zeichen«, »Bild« eingeführt, die dann im Rahmen übergreifender Kategorien wie »Inszenierung«, »Narration«, »Fiktion« erweitert werden. Diese theoretischen Unterscheidungen konkretisiert Hickethier auch in Bezug auf »technisch-apparative Medien«: Indem er auf Aspekte wie »Serie«, »Genre« und »Programm« sowie auf zentrale Ansätze der Medienwirkungsforschung eingeht, werden die medienwissenschaftlichen Bezüge besonders anschaulich. Im dritten Kapitel stehen dann Konzepte wie »Mediendispositiv«, »Öffentlichkeit«, »Medienkultur« im Vordergrund, welche die medienwissenschaftliche Frage nach dem Verhältnis von Individuum, Gesellschaft und Medien modellieren. Im vierten Kapitel werden mit den »technisch-apparativen« Einzelmedien die »konkreten« oder »empirischen« Gegenstände der Medienwissenschaft erläutert: Film, Fernsehen, Radio, Internet. Im Anschluss an die Grundbegriffe und Konzepte steht hier immer jeweils die spezifische Medialität im Vordergrund, charakteristische institutionelle Organisationsformen, Genre- und Programmspezifika sowie typische Wirkungs- und Rezeptionsmerkmale. Im letzten Kapitel bietet Hickethier dann einen systematischen Überblick über das Feld der Medienwissenschaften: Blicke auf Medientheorie, Medienanalyse und Mediengeschichte. Anstatt hier einzelne Ansätze und Modelle vorzustellen, entwickelt er eine Typologie unterschiedlicher medienwissenschaftlicher Stile und Paradigmen, die sinnvolle Anhaltspunkte bieten, um im weiten Feld medienwissenschaftlicher Arbeiten die verschiedenen Ansätze zu ordnen und bewerten zu können. So unterscheidet Hickethier etwa grundsätzlich zwischen Autorentheorien, in denen Handschrift und Stil eines Autors Ausdruck einer singulären wissenschaftlichen Perspektive darstellen, die nur mehr ihre eigene Originalität manifestiert. Dem stellt Hickethier systematische wissenschaftliche Ansätze entgegen, die sich in ihrer transparenten Terminologie und dem Bemühen um Intersubjektivität regelgeleitet innerhalb eines wissenschaftlichen Diskurses bewegen. Diese aus einem souveränen Blick auf die gegenwärtige Lage der Medienwissenschaften unternommene Analyse ist als Strukturmodell überzeugend. Sie hilft deshalb nicht nur Studenten, sich in der noch vorparadigmatischen Gemengelage medienwissenschaftlicher Perspektiven (vgl. den Lenders-Band) und Konzepte zu orientieren. Die präzisen Unterscheidungskriterien von Hickethier können und werden nach unserer Einschätzung auf das wissenschaftliche Feld der Medienwissenschaft

selbst zurückwirken, indem sie es strukturieren, ordnen und schließlich auch Bewertungskriterien formulieren, die Bestand haben. Mit dem Lehrbuch von Hickethier hat die Medienwissenschaft endgültig ihren eigenen Stand gefunden.

Der zu prognostizierende wissenschaftspolitische Stellenwert des Buches korrespondiert mit einem – vermutlich – hohen Gebrauchswert. Das liegt neben der eingängigen und konzisen Systematik nicht zuletzt in der nutzerfreundlichen formalen Gestaltung des Buches. Zentrale Begriffe werden in Kästchen definitorisch festgehalten, zu jedem Kapitel wird grundlegende und weiterführende Literatur angegeben (die man im Detail sicher in weiteren Auflagen ergänzen kann und muss, angesichts der Fülle der erfassten und verarbeiteten Literatur wäre hier aber eine Liste mit Ergänzungen beckmesserisch). Ein Sach- und Personenregister erleichtern das gezielte Nachschlagen, heute würde man das ja als »browsen« bezeichnen.

Exemplarisch können hier nur einige dieser handlichen und gut lesbaren Kapitel auf ihren »Gebrauchswert« geprüft werden. Beispiel: »Öffentlichkeit und Öffentlichkeiten« (Kapitel 12, S. 202 – 221). Hickethier geht aus vom alltäglichen Sprachgebrauch des Begriffs Öffentlichkeit und betont dessen zurecht theoretischen Charakter. Er skizziert allgemein – ohne Demokratie als Lebensform direkt zu benennen – Öffentlichkeit im Sinne eines partizipationstheoretischen Modells: Öffentlichkeit ist dann ein »funktionaler Bereich, ein Raum, eine Einrichtung«, die Gelegenheit bietet, dass Gesellschaften ihre Angelegenheiten besprechen und entscheiden. In einem Unterkapitel benennt er dann – mehr als dass er sie inhaltlich vorstellt – die Konzeption der idealen Öffentlichkeit nach der frühen Studie über den »Strukturwandel der Öffentlichkeit« von Jürgen Habermas,⁴ weil er vor allem die durch die Diskussion um dieses Konzept herausgearbeitete Differenz von öffentlich/privat und Öffentlichkeit/Medienöffentlichkeit darstellen will. Notwendig schließt sich hier eine Reflexion über »Gegenöffentlichkeiten« (Negt/Kluge) an, die Hickethier schließlich so bewertet, dass die Entwicklung seit den 70er Jahren dahin geführt habe, dass heute vielfältige massenmediale Öffentlichkeitsformen an die Stelle einer Öffentlichkeit/Gegenöffentlichkeit getreten seien, analog dazu sich der Modus der öffentlichen Kommunikation vom Raisonement zum Konsum verlagert habe. Diese Teilöffentlichkeiten schließlich, so der dritte Unterpunkt dieses Begriffskapitels zu Öffentlichkeit, böten heute als marktförmiges Handlungsfeld vielen Akteuren die Möglichkeit, entsprechend dem neuen konsumorientierten Modus zu handeln: als Kommunikationsmanagement, als Public Relation. Diese Öffentlichkeiten funktionierten nach – mehr oder weniger – selbst definierten Regeln, die immer wieder – z.B. durch Skandale – getestet und auch verändert würden.

Der moderate Blick auf die Veränderungen der Öffentlichkeit in der Mediengesellschaft, der bei Habermas noch zu sehr viel kritischeren und auch pessimistischeren Aussichten gerade der »veröffentlichten Meinung« geführt hatte, wird nun allerdings nicht einfach als abgeflachte Habermas-These behauptet, sondern ausführlich als Perspektive mit durchaus kri-

tischem Potential weitergeführt, wobei eben die grundlegenden Parameter diskutiert werden. Hickethier unterscheidet zuerst noch einmal grundsätzlich Öffentlichkeit und mediale Öffentlichkeit, um dann die unterschiedliche Struktur verschiedener medialer Öffentlichkeiten vorzustellen und zu erklären. Die räumlichen, zeitlichen und sozialen Grenzen der diversen Öffentlichkeiten werden so systematisch behandelt und begreifbar. Diesem Moment der Verschiebung von Grenzen widmet Hickethier dann den dritten Unterpunkt des Kapitels »Veränderungen der Öffentlichkeitsgrenzen«. Dabei wird besonderes Augenmerk gelegt auf die zahlreichen – auch kritisch bewerteten – Modifikationen, die sich aus der frühen Differenz von öffentlich-privat heute ergeben haben: als Übergänge von privater Öffentlichkeit und öffentlicher Privatheit. Nachdem Hickethier dann noch systematische zwischen Öffentlichkeit, Publikum und Akteuren unterscheidet, beschließt er das Kapitel mit einem schönen und gut nachvollziehbaren Beispiel: der historischen Kinoöffentlichkeit.

Wie bei jedem Kapitel folgen dann ca. zehn Angaben zu grundlegender Literatur und eine knappe Seite weiterer Literaturhinweise. Wer nun diese grundlegende Literatur schon gelesen hat, sieht die systematische Leistung dieses Kapitels vor allem darin, dass der Verfasser die Logik des Beziehungsmusters zwischen und in Teilöffentlichkeiten plausibler gemacht und insgesamt die Extension des Begriffs für die Medienwissenschaft geklärt hat. Der Darstellungsmodus in diesem Kapitel ist – exemplarisch – immer gerade so, dass dem Kenner der Literatur nicht langweilig wird, demjenigen aber, der über Öffentlichkeit bisher wenig wusste, der medienwissenschaftliche Zugriff darauf nachhaltig und einleuchtend begründet wird.

Hickethiers Einführung kann jedem empfohlen werden, der einen systematischen Überblick über zentrale Probleme, Fragestellungen, Begriffe und Konzepte der Medienwissenschaft sucht, der wissen möchte, was heute Medienwissenschaft ist. Es kann jedem empfohlen werden, der sich als »Quereinsteiger« mit medienwissenschaftlichen Fragestellungen beschäftigen möchte oder sogar Studiengänge zur Medienwissenschaft aufbauen will. Diese generelle Empfehlung wird besonders dadurch erleichtert, dass die Medienwissenschaft nicht durch den Filter einer einzelnen Theorie betrachtet wird, sondern dass Hickethier an dem im wissenschaftlichen Diskurs etablierten Common Sense orientiert ist – einem Common Sense freilich, der, wie er selbst klarstellt, sich im Rahmen kultur- und textwissenschaftlicher Medienwissenschaften ausgebildet hat.

Kathrin Fahlenbrach / Reinhold Viehoff, Halle

- 1 Dieter Prokop: Die Unzufriedenheit mit den Medien. Das Theorie-Erzählbuch der neuen kritischen Medienforschung. Hamburg 2002.
- 2 Siegfried J. Schmidt / Guido Zurstiege: Orientierung Kommunikationswissenschaft. Was sie kann, was sie will. Reinbek 2000; Gebhard Rusch: Einführung in die Medienwissenschaft. Konzepte, Theorien, Methoden, Anwendungen. Wiesbaden 2002; Lothar Mikos / Nobert Neumann (Hrsg.): Wechselbeziehungen. Medien – Wirklichkeit – Erfahrung. Berlin 2003; Werner Faulstich: Me-

dienwissenschaft. München 2004; Lothar Mikos: Film- und Fernsehanalyse. Konstanz 2004; Nils Borstnar u.a. (Hrsg.): Einführung in die Film- Und Fernsehwissenschaft. Konstanz 2004.

- 3 Klaus Merten / Siegfried J. Schmidt / Siegfried Weischenberg (Hrsg.): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Opladen 1994.
- 4 Jürgen Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit [1962]. Frankfurt am Main 1990.

**Bernhard Chiari u.a. (Hrsg.)
Krieg und Militär im Film des 20. Jahrhunderts.**
(= Beiträge zur Militärgeschichte, Bd. 59).
München: R. Oldenbourg Verlag 2003, 654 Seiten.

Um es vorwegzunehmen, das voluminöse Werk wird seinem im Titel erhobenen Anspruch, Krieg und Militär im 20. Jahrhundert darzustellen, vollkommen gerecht. Das Zentrum der Beschreibung bildet die deutsche Filmentwicklung zu diesem Thema. Drei mehrfach gegliederte Abschnitte zu Beginn des Buches beinhalten darüber hinaus sowohl einen methodologischen Überblick zur Problematik als auch Einblicke in US-amerikanische und sowjetische Kriegsfilmproduktionen. Die umfangreichen Filmographien zu den einzelnen Kapiteln, die konsequent auch die genutzten Kopien benennen, sowie die Film- und Personenregister runden den soliden Eindruck der insgesamt gut recherchierten und gut lesbaren Beiträge ab.

Jedoch auch hier verdeutlichen die gesetzten Schwerpunkte die Schwächen der gegenwärtigen militärhistorischen Forschung. So beschränkt sich die Darstellung der NS-Zeit weitgehend auf die Luftwaffe, während die anderen Waffengattungen nur zum Vergleich herangezogen werden. Des Weiteren hätte ich mir vorstellen können, zu untersuchen, wie einzelne Themen in den verschiedenen historischen Etappen in Spielfilmen dargestellt wurden, so etwa der U-Boot-Krieg in »Morgenrot«, der 1933 uraufgeführt wurde, »U-Boote westwärts«, gedreht am Anfang des Zweiten Weltkrieges, und »Das Boot«, entstanden in der Bundesrepublik zu Beginn der 1980er Jahre. Natürlich wird auf die genannten Filme an verschiedenen Stellen des Buches Bezug genommen, es fehlt aber an den aus der Waffengattung entstehenden Spezifika in der Darstellung und deren historisch bedingten unterschiedlichen Blickweisen.

Der innovativste Beitrag des Buches ist sicher der Einleitungstext von Gerhard Paul, der vor Jahren bereits mit seiner richtungweisenden Monographie »Aufstand der Bilder« Aufsehen erregte. Im vorliegenden Band verbindet der Flensburger Historiker eine historische Skizze, wie er seinen Beitrag nennt, mit methodologischen Überlegungen. In bester aufklärerischer Tradition bezieht Paul Militär- und Filmgeschichte aufeinander und weist so am konkreten Gegenstand nach, dass Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts ohne die Berücksichtigung von Bildern zu den Ereignissen und ihrer Interpretation kaum noch vorstellbar ist. Die zentrale These des über 70-seitigen Aufsatzes ist, dass das bestialische antizivilisatorische Morden und Zerstören in den Kriegen des letzten

Jahrhunderts durch die Medien umgeformt wird, es durch sie eine in den Kriegsgebieten nicht vorhandene Ordnungsstruktur bekommt und auf diese Weise in den Alltag der Rezipienten eingepasst werden kann. Über diesen Weg kann dann auch die Sinnggebung des Krieges permanent reaktiviert werden. Mit zunehmender zeitlicher Distanz werden darüber hinaus »psychosoziale Bedürfnisse und geschichtspolitische Interessen der Gegenwart für die Visualisierung des Krieges bedeutsamer und mutierte dieser immer mehr zum imaginären Krieg »an sich« (S. 60).

Es sind nicht die privaten Kriegsaufnahmen, die hier verhandelt werden, sondern die im weitesten Sinne publizistischen und unterhaltenden. Die Bilder werden unter vier Gesichtspunkten betrachtet: den propagandageschichtlichen, den erinnerungsgeschichtlichen, den friedenspolitischen und den militärgeschichtlichen. Unabhängig davon, welcher Erkenntnisstrang jeweils im Mittelpunkt der Betrachtung steht, wird immer wieder deutlich, dass im 20. Jahrhundert Bild und Krieg unmittelbar verwoben sind. Darüber hinaus zeigen die ausgewählten Beispiele, dass Kriegsthemen zunehmend als Mittel von Unterhaltung genutzt wurden. Filme und publizistische Aufnahmen zeigen, dass Leid und Opfer weitgehend vernachlässigt werden. Auch dieser Aspekt trägt wesentlich dazu bei, dass der Krieg immer wieder aufs Neue als akzeptables Mittel zur Durchsetzung politischer Interessen erscheint.

Nach der Lektüre des anregenden Buches entsteht zwangsläufig der Wunsch nach einer weiteren Vertiefung der Problematik etwa durch Untersuchungen zur bildenden Kunst oder durch Vergleiche von Kriegsdarstellungen in unterschiedlichen Kulturen.

Wolfgang Mühl-Benninghaus, Berlin

**Bernd Kleinhans
Ein Volk, ein Reich, ein Kino.**
Lichtspiel in der braunen Provinz (= Neue Kleine Bibliothek, Bd. 88).
Köln: PapyRossa Verlag 2003, 229 Seiten.

Die deutsche Filmgeschichtsschreibung für die Zeit bis 1945 konzentriert sich, wenn sie das Kino in ihre Betrachtungen einbezieht, weitgehend auf Berlin. Insofern ist jeder Versuch positiv zu werten, der die Vorführungen und die Rezeption von Filmen jenseits der Grenzen der Reichshauptstadt in die Betrachtungen einbezieht. Vor dem Hintergrund dieses Defizits ist der Versuch von Kleinhans hoch zu bewerten, sich dem Lichtspielwesen während der Zeit des Nationalsozialismus in der Provinz zuzuwenden.

Der Aufbau des Buches verdeutlicht allerdings die Begrenztheit des Vorhabens. Das erste Drittel des Buches fasst bereits mehrfach und an anderer Stelle genauer und ausführlicher beschriebene Sachverhalte der NS-Filmpolitik zusammen. Im Sinne der Political Correctness ist dieses Vorgehen sicher richtig. Das gewählte Thema ist aber viel zu speziell, als dass ein breiter interessierter Leserkreis eine diesbezüglich lange Einleitung ohne Neuigkeitswert gegenwärtig noch benötigt. Vor diesem Hintergrund ist es dann allerdings auch fraglich, ob man die »Universal« im Zusammenhang mit der Produktion von »Im Westen

nichts Neues« unreflektiert als jüdische Filmgesellschaft (S. 67) bezeichnen sollte. Da diese Bezeichnung 1930 keinerlei Rechtsgrundlage hatte, lehne ich ihre Verwendung für diese Zeit ab.

Im einem weiteren Kapitel seines Buches untersucht der Autor die Struktur des deutschen Kinopublikums. Es ist bekannt, dass Zahlen dazu fast nicht vorhanden sind, insofern ist es durchaus gerechtfertigt, wenn sich Kleinhans hier nur sehr vorsichtig äußert. Unverständlich bleiben seine Ausführungen aber zu Detailfragen, so etwa, wenn er nicht einmal im Ansatz eine These formuliert, weshalb beispielsweise die Arbeiter der Leuna-Werke 1942 nur zu einem geringen Prozentsatz ins Kino gingen (S. 82f.). Aus Untersuchungen unter Siemens-Arbeitern vor 1933 wissen wir, dass auch sie kaum ein Kino besuchten.¹ Darüber hinaus ist bekannt, dass beide Arbeiterparteien, SPD wie KPD, aber auch große Teile der Gewerkschaften ein sehr kritisches Verhältnis zum Kino hatten. Vor diesem historischen Hintergrund kann es nicht verwundern, dass in Leuna, der kommunistischen Hochburg in der Weimarer Republik, die Arbeiter nur selten ins Kino gingen. Offensichtlich wirkten hier noch deutlich die Traditionen des Arbeitermilieus nach.

Die Diskussion über das Filmangebot im Dritten Reich ist, wie das gesamte Buch, in erster Linie aus der Sicht der Propagandaabsichten geschrieben. Dies ist legitim. Andererseits lässt diese Vorgehensweise offen, ob die Filme auch wirklich die beabsichtigte Wirkung hatten. Natürlich ist dem Autor Recht zu geben, wenn er als Beispiel nennt, dass die Verherrlichung des Führers in der Wochenschau und ein anschließender Spielfilm über Friedrich II. aufeinander verweisen (S. 99). Aber inwieweit haben die Zuschauer diese Schlüsse auch gezogen? Aus den Geheimdienstberichten ist bekannt, dass viele Propagandaaktionen ins Leere gelaufen sind bzw. ihre Wirkung abhängig war von der jeweiligen historischen Situation. Diese Vorbehalte gelten auch für die folgenden Ausführungen, wenn Kleinhans – getreu der Kulturindustrie-Thesen von Adorno und Horkheimer – seinen Blick auf die Rezeption immer wieder mit der von der Produktion verbundenen Wirkungsabsicht identifiziert. Dieser Gedanke zieht sich bis auf die letzte Seite hin. Nur an wenigen Stellen erfährt der Zuschauer, dass reine NS-Filme wie »Der ewige Jude« und Filme der HJ auf Vorbehalte stießen (S. 136).

Lesenswert ist das Buch immer an jenen, leider viel zu wenigen Stellen, an denen er wirklich einige Spielpläne gegenüberstellt und der Leser auf diese Weise einiges darüber erfährt, wie unterschiedlich sie im Einzelnen gewesen sind. Jedoch lassen sich aus den von Kleinhans vorgelegten Angaben nicht für einen der fünf deutschen Verleihbezirke verallgemeinerbare Schlüsse ziehen.

Wolfgang Mühl-Benninghaus, Berlin

¹ Vgl. Uta Kösser / Monika Lippold: Zur Lebensweise und zum Kulturverhalten in der deutschen Arbeiterklasse 1918 - 1933. In: Kultur-Kunst-Lebensweise. Berlin 1980, S. 135.

Bibliographie

Zeitschriftenlese 90 (1.1. - 30.6.2004)

Allround-Talent. Ulrich Harbecke [2 Beiträge]. In: WDR print. Nr. 335. 2004. S. 13.

Martin Blachmann: Ulrich Harbecke, der geniale Kreativ? Porträt des langjährigen Leiters der WDR-Programmgruppe Religion und Bildung Fernsehen anlässlich seines Eintritts in den Ruhestand. Mit einem Bericht über die Abschiedsfeier.

Anschlag, Dieter; Christiane Florin: Deutschland sucht das Superfernsehen. Markante Sendungen aus 20 Jahren Privat-TV – eine Auswahl. In: Funkkorrespondenz. 2004. H. 2. S. 10-11.

Bartz, Christina: »Das geheimnisvolle Fenster in die Welt geöffnet« – Fernsehen. In: Albert Kümmel; Leander Scholz; Eckhard Schumacher (Hrsg.): Einführung in die Geschichte der Medien. Paderborn 2004. S. 199-223.

Geschichte des Fernsehdiskurses in Deutschland seit der Einführung des regelmäßigen Fernsehprogramms Weihnachten 1952.

Bergsdorf, Wolfgang: Zwanzig Jahre medienpolitischer Urknall : zur Geschichte eines politischen Erfolges : (Medien in Deutschland / Themenheft). In: Die politische Meinung. Jg. 49. 2004. H. 411. S. 5-9.

Zur Entwicklung des Privatfernsehens in Deutschland.

Bernard, Birgit: Live aus Trier – die Rundfunkreportage von der Rheinlandbefreiungsfeier am 30. Januar 1930. In: Kurtrierisches Jahrbuch. Jg. 43. 2003. S. 181-198.

Die Rheinlandbefreiungsfeier in Trier wurde live von der WERAG (Reporter: Bernhard Ernst) übertragen. Anlass der Befreiungsfeiern in den Jahren 1926 bis 1930 war die Räumung des Rheinlands durch die englischen, belgischen und französischen Besatzungstruppen.

Beutelschmidt, Thomas: Zwischen »Friedensfahrt« und »Gift im Zoo« : zum Engagement von DDR-Autoren für das Fernsehen bis Anfang der 1960er Jahre. In: Theater der Zeit : Zeitschrift für Politik und Theater. Jg. 59. 2004. H. 4. Beilage Theaterwissenschaftliche Beiträge. S. 24-27.

Über den Fernsehfilm (Originalfernsehspiele und Literaturverfilmungen) im frühen DDR-Fernsehen.

Biener, Hansjörg: 50 Jahre Trans World Radio. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2004. H. 4. S. 8-10.

Geschichte des 1952 gegründeten evangelischen Missionssenders Trans World Radio (TWR) und seines Ablegers Evangeliumsrundfunk (ERF).

Biener, Hansjörg: Chile auf Kurzwele. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2004. H. 5. S. 10-11.

Zur Geschichte des Auslandsrundfunks in und für Chile.

Blümke, Martin: Soldatensender Belgrad. Bearb.: Hans Werner Lange. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2004. H. 8. S. 19.

Unter besonderer Berücksichtigung des vom Soldatensender Belgrad (Radio Belgrad AG) zeitweise täglich gespielten Liedes »Lili Marleen«.

Brückner, Reiner: Die Cappella. Seit 50 Jahren fördert der WDR die Werktreue der musikalischen Tradition Europas. WDR und »Cappella Coloniensis« feiern in diesem Monat eine 50-jährige gemeinsame Klangreise zu den Wurzeln der abendländischen Musik. In: WDR print. Nr. 338. 2004. S. 7.

Brunnen-Wagenführ, Andrea (abw): Dialog zwischen Forschung und Archiven. Studien zur Rundfunkgeschichte nach 1945. Interdisziplinäre Ansätze und Forschungsperspektiven. Tagung des Bayerischen Rundfunks (Historisches Archiv und der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK) in Zusammenarbeit mit dem Studienkreis Rundfunk und Geschichte und dem Münchner Arbeitskreis öffentlicher Rundfunk (MAR), 15. bis 17. Januar 2004 in München. In: Fernseh-Informationen. Jg. 55. 2004. H. 1. S. 16-19.

Büssow, Jürgen: Modell-Übungen. Privatfunk: Was die SPD musste, wollte, erreichte. In: epd medien. 2004. H. 2. S. 5-10.

Anmerkungen eines Beteiligten zur Einführung des privaten Rundfunks in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung der Rolle der SPD bei der »Medienwende«. Büssow war von 1977 bis 1995 medienpolitischer Sprecher der SPD-Fraktion im nordrhein-westfälischen Landtag.

Buß, Michael; Wolfgang Darschin: Auf der Suche nach dem Fernsehpublikum. Ein Rückblick auf 40 Jahre kontinuierliche Zuschauerforschung. In: Media Perspektiven 2004. H. 1. S. 15-27.

Casdorff, Claus Hinrich: »Schon kriegte ich einen Stuhl.« Ein Zeitzeugen-Gespräch mit Claus Hinrich Casdorff: Peter von Rügen. In: epd medien. 2004. H. 11. S. 10-14.

Auszüge aus einem Gespräch aus dem Zeitzeugen-Projekt zur Geschichte des NWDR und seiner Nachfolger NDR und WDR. Casdorff (1925 - 2004) war von 1956 bis 1990 Journalist im WDR, er war u.a. Gründer des politischen Magazins »Monitor« und Chefredakteur Landesprogramme Fernsehen.

Engels-Weber, Marianne: Eine seriöse Provokation. 40 Jahre Medienreflexion aus Marl – 40 Jahre Grimme-Preis. In: Fernseh-Informationen. Jg. 55. 2004. H. 3. S. 11-16.

Fischer, Jörg-Uwe: Holzhammer in Watte : das »Telestudio-West« des DDR-Fernsehens. In: Info 7 : Information und Dokumentation in Archiven, Mediotheken, Datenbanken. Jg. 18. 2003. H. 3. S. 195-198.

Über die Bemühungen des DDR-Fernsehens in den 50er Jahren, durch den Bau starker Fernsehsender seine Programme nach West-Berlin und in den westdeutschen Raum auszustrahlen. Zu diesen propagandistischen Zwecken wurde 1957 eigens die Sendereihe »Telestudio-West« eingerichtet.

50 Jahre »Das Wort zum Sonntag«. [7 Beiträge]. In: Funkkorrespondenz. 2004. H. 21. Beilage. S. 1-16.

Vier Ansprachen des Jubiläumsfestaktes am 6. Mai 2004 in Hamburg: Jobst Plog, Dieter Stolte, Kardinal Karl Lehmann, Bischof Wolfgang Huber. Außerdem: Bericht (Dieter Anschlag) über das am Vorabend des Festaktes veranstaltete Symposium »Inszenierung von Religion – ein antiquierter Versuch?« und das erste »Wort zum Sonntag« vom 8. Mai 1954 (Walter Dittmann) sowie das Jubiläums-»Wort-zum-Sonntag« vom 8. Mai 2004 (Stephan Wahl) im Wortlaut.

Gaus, Günter: Mit einer Frage auf den Lippen. Der interviewte Interviewer: Roger Willemsen spricht mit Günter Gaus. In: Funkkorrespondenz. 2004. H. 23. S. 3-16.

Im Mittelpunkt des Interviews, geführt im Rahmen der Cologne Conference 2000, standen die Fernsehinterviews und die Interviewtechnik von Günter Gaus, besonders die Reihe »Zur Person«.

Glauch, Lothar: Neil Postman – ein Don Quijote der Printmedien? In: TV Diskurs. Jg. 7. 2004. H. 27. S. 67-69.

Nachruf auf den amerikanischen Medienkritiker und Medientheoretiker.

Glückwunsch. Friedrich Nowotny, der Programm-Macher und Intendant des WDR (1985 - 1995) wird am 16. Mai [2004] 75 Jahre alt. In: WDR print. Nr. 337. 2004. S. 6-7.

Glückwunschadressen von Fritz Pleitgen, Reinhard Grätz, Jörn Klamroth, Norbert Seidel, Ludwig Jörder, Gerd H. Pelletier.

Goede, Wolfgang C.: Geschichte des Wissenschaftsjournalismus. In: Deutscher Fachjournalisten-Verband (Hrsg.): Fachjournalismus : Expertenwissen professionell vermitteln. Konstanz 2004. S. 233-249.

Hahn, Torsten; Isabell Otto, Nicolas Pethes: Emanzipation oder Kontrolle? – Der Diskurs über »Kassetten-Fernsehen«. Video und Überwachungstechnologie. In: Albert Kümmel; Leander Scholz; Eckhard Schumacher (Hrsg.): Einführung in die Geschichte der Medien. Paderborn 2004. S. 225-253.

Über Kassettenfernsehen und Video als Chance der Publikumspartizipation (durch Auswahl von Inhalten und Sehzeiten) und als Möglichkeit der (polizeilichen) Überwachung und Bespitzelung.

Harbecke, Ulrich: Gerhard Honal. Eine ganze Abteilung könnte ihn nicht ersetzen. In: WDR print. Nr. 334. 2004. S. 6.

Porträt anlässlich seines Eintritts in den Ruhestand. Gerhard Honal, geb. 1938, Redakteur, Leiter der Programmplanung WDR Fernsehen, Leiter der Fernsehprogrammplanung für die ARD.

Harpprecht, Klaus: Peter Glotz zum 65. In: Die neue Gesellschaft / Frankfurter Hefte. Jg. 51. 2004. H. 3. S. 14-16.

Peter Glotz, Kommunikationswissenschaftler, Journalist, (Medien-)Politiker, geb. 6. März 1939.

Hartmann, Elisabeth: Bescheiden und doch anspruchsvoll. Gerd Wolf †. In: WDR print. Nr. 336. 2004. S. 12.

Gerd Wolf (1930 - 2004), Sprecher (seit 1950) und Moderator des WDR-Hörfunks.

Herrmann, Günter: Ad multos annos!. In: WDR print. Nr. 333. 2004. S. 15.

Zum 70. Geburtstag von Hans Peter Hillig, seit 1957 Mitarbeiter des WDR-Justitiariats, von 1978 bis 1997 stellvertretender Justitiar, seit 1983 zusätzlich Datenschutzbeauftragter des WDR.

Herrmann, Günter: Hans-Peter Hillig wird 70!. In: ZUM – Zeitschrift für Urheber- und Medienrecht. Jg. 48. 2004. H. 1. S. 62-63.

Heubner, Thomas L.: Abschied von Oberschöneweide : Bildbeschreibung. In: Info 7 : Medien, Archive, Information. Jg. 19. 2004. H. 1. S. 44-47.

Über Rolf Schneiders Hörspiel »Abschied von Sundheim« (1961) und seine Bedeutung innerhalb der Hörspielgeschichte der DDR.

Hober, David: Produktive Unterbrechung. 50 Jahre »Das Wort zum Sonntag«: Interview: Dieter Anschlag. In: Funkkorrespondenz. 2004. H. 19. S. 3-10.

Hober, David: Totgesagte leben länger : Anmerkungen zu 50 Jahren »Wort zum Sonntag«. In: Herder-Korrespondenz. Jg. 58. 2004. H. 5. S. 240-244.

Hömburg, Walter: Joachim Westerbarkey 60 Jahre. In: Publizistik. Jg. 49. 2004. H. 1. S. 82-83.

Kommunikationswissenschaftler, geb. 22. 10. 1943.

Hüther, Jürgen: Institut Jugend Film Fernsehen (JFF): (Wegbereiter der Medienpädagogik. 12). In: merz – Medien und Erziehung. Jg. 48. 2004. H. 1. S. 52-57.

Über das 1949 als »Arbeitskreis Jugend und Film« gegründete Institut »Jugend Film Fernsehen« (1965), seit 1999 unter dem Namen »JFF – Institut für Medienpädagogik in Forschung und Praxis«.

Ibro, Astrit: Hier ist Radio Tirana. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2004. H. 5. S. 8-9.

Zur Geschichte des albanischen Rundfunks, Radio Tirana, seiner Auslandsendungen, Radio Tirana International, unter besonderer Berücksichtigung des deutschsprachigen Programms. Sendetext des Intendanten (Radio Tirana International) zum 65-jährigen Jubiläum des Senders.

Kammann, Uwe: Fernseh-Manna. 50 Jahre »Wort zum Sonntag«. In: epd medien. 2004. H. 34. S. 10-11.

Kammann, Uwe: »Die Fragen stelle ich!« Zum Tode von Günter Gaus. In: epd medien. 2004. H. 38. S. 3-4.

Kammann, Uwe: Schön rund. Erinnerungsselig zurückgeblickt: als Privates kam. In: epd medien. 2004. H. 1. S. 9-12.

Rückblick auf den Beginn des Privatfernsehens 1984 in Deutschland.

Keller, Harald: Geschmacksverletzung als Prinzip. Programmhistorisch gesehen: Ich bin ein Star – Holt mich hier raus!«. In: Funkkorrespondenz. 2004. H. 4. S. 21-22.

Zur programmgeschichtlichen Entwicklung des (Reality Show-)Formats von »Wünsch Dir was« (1969) bis zur RTL-»Dschungelshow« »Ich bin ein Star – Holt mich hier raus!« (2003).

Kirchner, Helga; Katja Timm: Geschichtsstunden. In: WDR print. Nr. 336. 2004. S. 4-5.

Zur Geschichte der ARD/WDR Berichterstattung aus Russland/der Sowjetunion und des Studio Moskau.

- Kümmel, Albert: Innere Stimmen – Die deutsche Radiodebatte. In: Albert Kümmel; Leander Scholz; Eckhard Schumacher (Hrsg.): Einführung in die Geschichte der Medien. Paderborn 2004. S. 175-197.
Geschichte des Radiodiskurses in Deutschland.
- Knoche, Manfred: Axel Zerdick (5.11.1941 - 3.11.2003) : Nachruf. In: Publizistik. Jg. 49. 2004. H. 1. S. 88-90.
Betriebswirt, Kommunikationswissenschaftler, Medienökonom.
- Körner, Torsten: Rundes und Eckiges. Fußball und Fernsehen: die Rundum-Symbiose. In: epd medien. 2004. H. 49. S. 3-5.
Anlass zu den allgemeinen und historischen Anmerkungen zum Fußball im Fernsehen ist die Fußball-Europameisterschaft 2004: Fernsehfußball kennt kein Pardon; Fußball: die Supermetapher; Gesten, Bilder: erzählte Geschichten.
- Leder, Dietrich: Eindringliche Aufklärung: Zum Tod von Günter Gaus. In: Funkkorrespondenz. 2004. H. 21. S. 8.
- Leder, Dietrich: Erinnerung an einen Mann, der Fernsehen und Kino viel gegeben hat: Zum Tod von Peter Märthesheimer. In: Funkkorrespondenz. 2004. H. 26. S. 7.
Peter Märthesheimer (1937 - 2004), Fernsehfilm-Redakteur, Produzent und Drehbuchautor für Fernsehen und Kino (WDR, Bavaria).
- Leder, Dietrich: Ein Gestalter des WDR. Zum Tod von Claus Hinrich Casdorff. In: Funkkorrespondenz. 2004. H. 7. S. 7-8.
- Leder, Dietrich: Krieg, Krach und Kampagne. Jahresrückblick. Das Fernsehjahr 2003 in 9 Analysen, 10 Bildern und 25 Begriffen. In: Funkkorrespondenz. 2004. H. 1. S. 1-27.
- Lenz, Eva-Maria: Knall- und Ätch-Effekte. Zum Hörspielwerk von Elfriede Jelinek. In: epd medien. 2004. H. 15. S. 11-14.
- Leuker, Hendrik: Die deutschen Stimmen von Radio Luxemburg : Camillo Felgen, Jochen Pützenbacher und Helga Guitton. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2004. H. 8. S. 12-15.
- Leuker, Hendrik: Frank Elstner – Ein Jahrzehnt Programmdirektor bei Radio Luxemburg. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2004. H. 3. S. 8-9.
Porträt des Hörfunk- und Fernsehmoderators und -produzenten mit dem Schwerpunkt auf seiner Tätigkeit beim deutschsprachigen Programm von RTL/Radio Luxemburg in den 60er und 70er Jahren.
- Leuker, Hendrik: Neues von Radio Budapest. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2004. H. 5. S. 16-18.
Zur Geschichte und Situation des ungarischen Auslandsrundfunks und seiner deutschsprachigen Sendungen.
- Ludwig, Kai: Die Sendestation Zehlendorf. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2004. H. 7. S. 16-18.
Zur Geschichte der Sendestation Zehlendorf seit 1936, die in der DDR-Zeit unter anderem die Programme des »Deutschlandsenders / Stimme der DDR«, aber auch Seewetterberichte und Grußsendungen für Seeleute ausstrahlte.
- Mai, Manfred: Urknall für Wettbewerb. 20 Jahre Privatfernsehen in Deutschland – ein medienpolitischer Rückblick. In: Funkkorrespondenz. 2004. H. 2. S. 3-9.
- Mediensammlungen in Deutschland im internationalen Vergleich – Bestände und Zugänge : Symposium [des Netzwerks Mediatheken in Kooperation mit dem Deutschen Rundfunkarchiv] im Haus der Geschichte [Bonn 7./8. Oktober 2003 : 3 Beiträge] / Fritz Pleitgen; Claudia Wagner; Heiner Schmitt. In: Info 7 : Information und Dokumentation in Archiven, Mediotheken, Datenbanken. Jg. 18. 2003. H. 3. S. 139-150.
Fritz Pleitgen: Mediensammlungen als Kulturgut. Eröffnungsvortrag; Claudia Wagner: Tagungsbericht; Heiner Schmitt: AV-Archivierung als Netz(werk) mit viel zu weiten Maschen. Ein Kommentar.
- Meyen, Michael: Mediennutzer in der späten DDR : eine Typologie auf der Basis biografischer Interviews. In: Medien & Kommunikationswissenschaft; M&K. Jg. 52. 2004. H. 1. S. 95-112.
Mediennutzung in der DDR: Forschungsstand; Von den Schwierigkeiten bei medienbiografischen Interviews : Mediennutzertypen in der DDR: Die Zufriedene, Die Überzeugte(n), Die Engagierten, Der Frustrierte, Die Distanzierten, Der Souveräne.
- Ein Mutiger. Monitor-Gründer Claus Hinrich Casdorff gestorben. Unabhängiger Journalist. In: Fernseh-Informationen. Jg. 55. 2004. H. 2. S. 15.
- Nölle-Hornkamp, Iris: »Alles war Fluchtbewegung« : Imo Moszkowicz : renommierter Theater- und Fernsehregisseur stammt aus Ahlen. In: Westfalenspiegel. Jg. 53. 2004. H. 1. S. 40.
- Otto, Isabell: Kriminelle Verbrecherjäger : zur Selbstregulation von Mediengewalt. In: Diskursgeschichte der Medien nach 1945 / Irmela Schneider u.a. (Hrsg.): Bd. 3. Medienkultur der 70er Jahre. Wiesbaden 2004. S. 197-215.
Über Fahndungssendungen im Fernsehen (»Aktenzeichen XY...ungelöst«) im Zusammenhang der Diskussion des Themas Mediengewalt (Gewalt im/durch Fernsehen).
- Pieper, Renate: Die WDR 4-Erfolgsstory. In: WDR print. Nr. 335. 2004. S. 4-5.
Interview (Maja Lenzian) mit der Programmchefin WDR 4 zum 20-jährigen Bestehen der »ersten deutschsprachigen Schlagerwelle«.
- Pleitgen, Fritz: Das Vorbild. Über Claus Hinrich Casdorff. In: WDR print. Nr. 335. 2004. S. 15.
Nachruf (zuerst erschienen im Berliner »Tagespiegel«).
- Püschel, Heinz: Die letzten Etappen der Gesetzgebungsarbeit bis zur Verabschiedung des Urheberrechtsgesetzes der DDR. In: UFITA : Archiv für Urheber- und Medienrecht. 2003. Bd 3. S. 769-843.
Anhang: Hans Nathan: Das Persönlichkeitsrecht; Hans Bentzien: Rede des Ministers für Kultur ... vor der Volkskammer zur Begründung des »Urheberrechtsgesetzes« am 12. Mai 1965.
- Rakow, Christian: Bild ohne Beispiel : Nachtrag zu einer Bearbeitung des Fernsehfilms Die Fahne von Kriwoj Rog (1960). In: Theater der Zeit : Zeitschrift für Politik und Theater. Jg. 59. 2004. H. 4. Beilage Theaterwissenschaftliche Beiträge. S. 23-24.

Zur Neubearbeitung (2004) des Fernsehspiels »Die Fahne von Kriwoj Rog« von Heiner und Inge Müller durch Christian Rakow, Klaus Gehre und Dafne-Maria Fiedler.

Rosenbauer, Hansjürgen; Fritz Pleitgen: »Noch eine letzte Frage«. Zum Tode von Günter Gaus. In: Fernseh-Informationen. Jg. 55. 2004. H. 5. S. 22.

Nachrufe unter besonderer Berücksichtigung seiner Interview-Sendungen im Fernsehen (»Zur Person«).

Rosenbauer, Hansjürgen: Unabhängig und respektlos. Friedrich Nowotny zum 75. Geburtstag. In: Fernseh-Informationen. Jg. 55. 2004. H. 4. S. 18-19.

Ruchatz, Jens: Menschen beobachten sprechende Menschen : Sondierungen medialer Privatheit. In: Diskursgeschichte der Medien nach 1945 / Irmela Schneider u.a. (Hrsg.): Bd 3. Medienkultur der 70er Jahre. Wiesbaden 2004. S. 125-139.

Zur Entwicklung der Fernsehtalkshow in den 70er Jahren und ihrer Funktion der Veröffentlichung von Intimem und Privatem.

Rühl, Lothar: Von der ersten Radioübertragung bis zum Viel-Fernsehgucker : Radio und Fernsehen im Guinness Buch der Rekorde. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2004. H. 1. S. 13.

Auswahl rundfunkbezogener Daten und Rekorde.

Schauenburg, Stephanie: Große Kleinkunst. In: Doppelpfeil : das Unternehmensmagazin des Südwestrundfunks. 2004. H. 2. S. 6-8.

Zum 30-jährigen Bestehen des »SWR 2 Studio-Brettl«.

Schmid, Waldemar: Internet-Erfolg und DAB-Misere. 10 Jahre Deutschlandradio: Markenidentität und Ost-West-Integration. In: Funkkorrespondenz. 2004. H. 2. S. 12-13.

Schmid, Waldemar: Kleine deutsche Welle. Funkhaus Europa seit fünf Jahren auf Sendung. In: Funkkorrespondenz. 2004. H. 21. S. 6-7.

Zum fünfjährigen Bestehen der multikulturellen Hörfunkwelle des WDR.

Schneider, Beate: Nach der Medienwende in der DDR : Folgen einer Entwicklung zwischen Wandel und Beharrung : (Medien in Deutschland / Themenheft). In: Die politische Meinung. Jg. 49. 2004. H. 411. S. 17-22.

Zur Entwicklung der Massenmedien und der Mediennutzung in Ostdeutschland.

Schneider, Irmela: Das beschirmte Kind : zur Diskursgeschichte Kind und Fernsehen. In: Diskursgeschichte der Medien nach 1945 / Irmela Schneider u.a. (Hrsg.): Bd 3. Medienkultur der 70er Jahre. Wiesbaden 2004. S. 217-229.

Über Vorschulprogramme im Fernsehen der 70er Jahre und zu ihrer Bildungskonzeption.

Sichtermann, Barbara: Gerupftes Huhn. Zwanzig Jahre Privatfernsehen: im Guten wie im Bösen. In: epd medien. 2004. H. 4. S. 3-6.

Über die Auswirkungen des privaten Fernsehens in Deutschland auf das öffentlich-rechtliche Programm.

Streiber, Klaus; Falk Tennert: Immer auf der Suche nach dem Publikum. Anmerkungen zum DDR-Kinderfernsehen. In: Fernseh-Informationen. Jg. 55. 2004. H. 3. S. 25-29.

Stülb, Hans-Gerhard: Talkshowgequatsche und die Suche nach der Glaubwürdigkeit : 50 Jahre Früh-schoppen / Presseclub. In: Info 7 : Medien, Archive, Information. Jg. 19. 2004. H. 1. S. 48-50.

Tetzner, Karl: Walter Schottky und Manfred von Ardenne. Zwei Pioniere der Elektronik im Museum. In: Fernseh-Informationen. Jg. 55. 2004. H. 5. S. 29-30.

Kurzporträts der beiden Pioniere der Elektronik unter dem Aspekt ihrer Bedeutung für die Rundfunktechnik.

Vater des Feature. In: SR Info : Radio- und Fernseh-Information / Saarländischer Rundfunk. 2004. H. 3. S. 26.

Über Peter Leonhard Brauns »Hühner«, einem kritischen Bericht mit O-Ton über Massentierhaltung, dessen Ausstrahlung am 5. April 1967 »als Geburtsstunde des modernen Radiofeatures gilt«.

Viehoff, Reinhold: Historisch-kritisch. Rundfunkgeschichte als KMW-Provokation. In: Fernseh-Informationen. Jg. 55. 2004. H. 2. S. 17-21.

Referat der Tagung des Bayerischen Rundfunks (Historisches Archiv) und der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK), 15. bis 17. Januar 2004 in München: Studien zur Rundfunkgeschichte nach 1945. Interdisziplinäre Ansätze und Forschungsperspektiven. Titel des Referats: Rundfunkgeschichte als Provokation der Medien- und Kommunikationswissenschaften. Überlegungen zu einem Konzept und zu einer Forschungsperspektive aus Anlass des Projektes »Programmgeschichte des Fernsehens der DDR – komparativ«.

Wilke, Jürgen: Die Medienpolitik der Ära Kohl : Durchbruch zum Fortschritt : (Medien in Deutschland / Themenheft). In: Die politische Meinung. Jg. 49. 2004. H. 411. S. 35-39.

10 Jahre Deutschlandradio – Erfolg mit Qualität. In: ZDF-Kontakt. 2004. H. 2. S. 12-13.

Zöllner, Oliver: Zwischen Pop-Musik und Militär-Information. Britischer Soldatensender BFBS wird 60. In: Fernseh-Informationen. Jg. 55. 2004. H. 1. S. 27-29.

Rudolf Lang, Köln

Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

Neue Veröffentlichungen in der
DRA-Schriftenreihe

Hörspiel 1952 - 1953

Eine Dokumentation. Zusammengestellt und bearbeitet von Ulrike Schlieper unter Mitwirkung von Rolf Geserick, Susanne Höschel, Bernd Löw, Carmen Vosgröne und Annette Woschée und einer Einführung von Ulrike Schlieper (= Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, Bd. 39).

Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 2004, 753 Seiten, ISBN 3-935035-68-3.

Nach den Dokumentationen »Hörspiel 1945 - 1949« und »Hörspiel 1950 - 1951«, die von der Stiftung Deutsches Rundfunkarchiv 1997 bzw. 2003 in der Reihe ihrer Veröffentlichungen als Band 12 und Band 35 vorgelegt worden sind, erscheint nunmehr im zeitlichen Anschluss an die Vorgänger-Bände die Übersicht über die Hörspiele von 1952 und 1953. Sie wurde in enger Kooperation mit der Arbeitsstelle Medienforschung an der Universität Osnabrück erstellt.

Dem Hörspiel kam in den 50er Jahren bei der Vermittlung politischen Bewusstseins und kultureller Werte eine wesentlich größere Bedeutung zu als heute. In der Zeit des beginnenden Wirtschaftswunders trug das Radio schnell und kostengünstig zur Bereicherung des Lebens seiner Hörer bei. Es bot teilweise Ersatz für das fehlende Angebot der vielfach noch zerstörten Theater, Konzertsäle und Opernhäuser. Über das Hörspielangebot der Rundfunkstationen in Deutschland erreichten neue Stücke ausländischer Autoren ebenso wie das klassische und moderne Repertoire deutscher Schriftsteller ihr Publikum.

In der Dokumentation werden in erster Linie Produktionen der jeweiligen Hörspielredaktionen, aber auch vielfach Hörspiele aus den Redaktionen für Mundart und Unterhaltung berücksichtigt. Es werden nicht nur die Hörspiele nachgewiesen, von denen sich Tonträger erhalten haben, sondern es wird das gesamte Angebot dokumentiert, so dass ein umfassender Blick auf die thematische Vielfalt des Genres ermöglicht wird.

DRA

Jost-Arend Bösenberg

Die Aktuelle Kamera (1952 - 1990).

Leitungsmechanismen im Fernsehen der DDR (= Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, Bd. 38).

Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 2004, 346 Seiten, ISBN 3-935035-66-7.

Im Ostteil Deutschlands suchten nach 1945 Funktionäre von Staat und Staatspartei SED auf bürokratischem Wege politische und gesellschaftliche Prozesse und damit auch die Medien und ihr Publikum zu lenken. Zu einer der wichtigsten Lenkungsinstrumente gehörte 38 Jahre lang die zentrale Nachrichtensendung des Fernsehens: die »Aktuelle Kamera«. Deren Entwicklung von 1952 bis Ende November 1989 beschreibt der Autor. Es geht ihm um die vielgestaltigen Verflechtungen zwischen Redaktion dieses zentralen Nachrichtenangebots und anleitenden Instanzen des SED-Politbüros, zuständige Abteilungen des Zentralkomitees der Partei und die Rolle interner Selbstverpflichtungen.

Neben einschlägigen Unterlagen im Deutschen Rundfunkarchiv Potsdam-Babelsberg hat der Autor alle erreichbaren Materialien in der Überlieferung des DDR-Staates und seiner führenden Partei im Bundesarchiv Berlin ausgewertet. Wichtige Aufschlüsse über ihr Tun haben einige Macher der »Aktuellen Kamera« in Interviews mit dem Verfasser gegeben, der daraus auch ausführlich zitiert. Die Gespräche sind im Wortlaut auf CD diesem Buch beigelegt und stellen damit eine außerordentlich aufschlussreiche und lebendige Quelle dar.

DRA

WebShop des DRA ist eröffnet

Seit dem 12.4.2005 ist der neue WebShop des Deutschen Rundfunkarchivs online zugänglich. Es besteht nun die Möglichkeit, alle Publikationen des DRA, die dieses selbst im Direktvertrieb anbieten kann, auf einfache Art und Weise online zu erwerben. Insbesondere die beliebte CD-Reihe »Stimmen des 20. Jahrhunderts« und weitere CDs mit speziell editierten Wort- und Musikaufnahmen sind dort zu finden, aber auch Buchpublikationen wie z.B. Bestands- und Hörspielverzeichnisse oder wissenschaftliche Untersuchungen zu ausgewählten Themen des